Großes Instrumental- und Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1841.

Corelli.

Novelle.

Gegen Ausgang des Jahres 1670, als gerade der alte Giambattista Bassini, — einer der besten, oder vielmehr der einzige gute damals in Rom lebende Violinist, mit seiner zahlreichen Familie eine ansehnliche Schüssel Risetti verzehrte, geschah es, daß eine alte bejahrte Dienerin zum Herrn trat und meldete, wie ein hübscher junger Gesell draußen warte, um ihm von dem ehrwürdigen Organisten von Fusignano in Calabrien allerlei besondere Aufträge zu überbringen.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß Vater Bassini, wie seine Schüler und alle Künstler in Rom ihn nannten, ein sehr zugänglicher Mann war, bei dem es keiner besonderen Empfehlungen bedurfte, um Zutritt bei ihm zu erlangen. Die gewöhnliche Benennung „Künstler" reichte vollständig aus, um Ansprüche an sein väterliches Wohlwollen zu machen, denn Alle, die sich der Musik gewidmet hatten, schienen ihm sämmtlich zu Einer Familie zu gehören, in welcher er sich selbst als eins der thätigsten Mitglieder mit vollem Rechte betrachtete. Die Verwendung des Organisten von Fusignano, seines alten treuen Jugendgenossen, schuf jedoch

in diesem Falle aus dem jungen Fremdling einen ungeduldig erwarteten Gast.

Als Bassini mit freudezitternder Hand die Zuschrift des Organisten erbrochen und seine feuchten Blicke die bekannten Züge durchlaufen hatten, schlang er seine Arme um den Nacken des Jünglings, und drückte einen väterlichen Kuß auf seine blonden Locken.

„Des Herrn Friede möge auf dir ruhen, mein Sohn!“ sprach der Greis mit gerührter Stimme. „Der würdige Meister Munari meldet mir, daß du gute Anlagen zeigtest für die große Kunst — Bassini sprach von der Musik nie anders — und zwar hauptsächlich für die Geige. Wir wollen bald erfahren, wie es damit beschaffen ist, und wegen der Theilnahme, die du sowohl meinem alten Freunde, als auch mir eingeflößt hast, will ich in Rücksicht auf Deine jugendliche Zukunft Dir reinen Wein einschenken, wie es mit Deinem musikalischen Berufe steht. — Gebt ihm einmal meine Amati, wir wollen sehen, was er kann!“

Tiefe Röthe überflog das Gesicht des Jünglings, als seine Blicke auf sämmtliche Glieder dieser Künstlerfamilie fielen, die seiner besorgten Neugier mit unverkennbarem Wohlwollen entgegen kamen. Dann schlug er seine Augen auf zur Decke, drückte die Geige an seine Schulter, und begann ohne Vorspiel eins jener alten Stücke, die durch ihre kräftige Einfachheit sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Als sein letzter Accord verklungen war, nickte Bassini zum Zeichen seiner Befriedigung, und schwieg dann nachdenkend einige Augenblicke.

„Mein Sohn,“ begann er nach einigem Zögern, „du hast so eben ein gutes Stück leidlich gespielt; ver-

gebens aber denke ich, ein wahres Lagerbuch aller alten und neuen Compositionen, nach, ob ich es schon irgendwo gehört habe. Es liegt in deinem Spiele ein Ausdruck, der mir wohlgefällt; nur fehlt deinem Fingersatze noch Kraft und deiner Intonation Richtigkeit. Die Arie, die du gespielt, ist ein Meisterstück; nun will ich dir aber zeigen, wie eine solche Musik vorgetragen werden muß."

Bassini nahm die Amati, und trug eben so sehr unterstützt von seinem unglaublichen Gedächtnisse, wie von der Einfachheit des Stücks, dasselbe mit der ganzen leidenschaftlichen, sein Talent charakterisirenden Kraft vor. Während der Meister solchergestalt dieser Melodie den Zauber einer fast unvergleichlichen Ausführung verlieh, versuchte der junge Musiker vergeblich zwei große Thränen zu unterdrücken, die seine von Gesundheit strahlenden Wangen herabrannen.

„Tiefes Gefühl, mein Sohn! Recht! Suche es nicht zu verbergen, denn dieß ist bis jetzt die einzige Anlage, die ich an Dir für unsere Kunst bemerkt habe. Rührung ist Basis und Zweck der Musik, ihr Alpha und Omega . . . . Aber sage mir doch, ich schäme mich zwar einigermaßen, Dir diese Frage vorzulegen: welcher Meister hat diese schöne Musik verfertigt? ich muß gestehen, daß sie mir neu ist."

„Sie ist von mir," entgegnete bescheiden der Jüngling.

„Langsam, Freund!" versetzte die Stirne runzelnd der Meister; zwar läßt mich mein Gedächtniß, ich läugne es nicht, im Stich, deßwegen darf man aber mit meiner alten Praxis kein Spiel treiben. Der Musiker, der

diese Melodie schuf, ist ein Meister, und gern bin ich erbötig, ihm, wer er auch seyn möge, meine Hand als einem tüchtigen Collegen zu reichen."

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm der junge Musiker eine der vielen im Saale hängenden Violinen, stimmte sie, und gab, als dieß geschehen, dem Vater Bassini ein Zeichen, das Stück nochmals anzufangen, und begleitete ihn mit einem so tüchtig bearbeiteten Basse, daß bei einer gewissen Familien-Aehnlichkeit ein ganz neues Stück zu entstehen schien. Als es durchgespielt war, improvisirte der junge Mann eine Reihe von Variationen, in denen sein Grundgedanke sich ohne Verwirrung entwickelte, unter verschiedenen Formen sich zeigte, den Zuhörer wie in einem Zaubergarten umherleitete und endlich mit einem glänzenden Schlusse endigte, nachdem er seine ganze Kunstfertigkeit gezeigt hatte.

Der alte Musikus betrachtete den Jüngling, die Geige auf das linke Knie gestützt und den Bogen in der rechten Hand, mit seltsamer Verwunderung.

„Munari hat Recht," rief er endlich, und reichte ihm die Hand. „Ihr seyd ein Künstler, der zu großen, hohen Hoffnungen berechtigt; doch hat er sich über Euern wahren Beruf schwer getäuscht. Ihr werdet ein gewaltiger Componist, aber nur ein mittelmäßiger Geigenspieler werden."

„Verzeihung, Meister," antwortete der Fremde, roth werdend, „doch befandet Ihr Euch schon einmal im Irrthum; vielleicht täuscht Ihr Euch nochmals in Hinsicht auf meine Anlage zur Violine. Munari braucht oft das Sprüchwort, daß, um Papst zu werden, man nur den festen Willen dazu haben müsse; und so gedenke

denn auch ich einst ein Violinspieler zu werden, der Euch nichts nachgeben soll.

„Wie nennt Ihr Euch?"

„Archangelo Corelli."

„Gut, Corelli! so sollt Ihr auch die Ehre unserer Kunst werden, und Euer Ruhm soll einst den Namen des alten Bassini, Eures Lehrers, ganz aus dem Gedächtnisse der Nachwelt löschen."

„Ihr willigt also ein, mich in die Lehre zu nehmen?"

„Und zwar von heute an. Weil es Dein Wille ist, ein Geigenspieler ersten Ranges zu werden, und weil Du Muth in Dir fühlst, die dazu nöthigen Studien zu machen, so will nicht ich der Mann seyn, der Dich Deinem edeln Vorhaben abtrünnig macht."

„Aber," meinte der Jüngling und schwitzte große Tropfen, „es walten noch einige kleine Schwierigkeiten ob."

„Du willst sagen eine große Schwierigkeit, Gesell! Das heißt so viel, als daß Du keinen einzigen römischen Thaler in Deinem Seckel hast, nicht wahr? Meine Meinung ist nun zwar nicht, daß eine gutgespickte Börse ein überflüssig Ding sey, allein in Deiner Lage ist sie gerade nicht unumgänglich nothwendig. Armuth ist die Mutter des Genies; mein eigenes Talent hatte auch keine andere Amme. Von sechs Kindern, die meine gute Lilia mir gab, sind mir nur vier noch geblieben; du sollst das fünfte seyn; wir werden etwas enger am Tische sitzen, das ist der ganze Unterschied. Jetzt Kinder umarmt Euch, und dann schnell an die Arbeit, denn Gott begünstigt nur dann starke Familien, wenn sie recht fleißig sind.

Die jungen Leute, die einen guten Theil von ihres Vaters Lebhaftigkeit besaßen, fielen Archangelo um den Hals und umarmten ihn herzlich. Auch Nelia, ein großgewachsenes, schönes Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren reichte ihm unbefangen die bräunliche Wange, die der junge Fremdling bebend berührte. Die beiden ältern Geschwister gingen dann aus, um Stunden zu geben, der Jüngste setzte sich und begann seine Tonübungen. Nelia begab sich an ihr Clavier, und Bassini, um sowohl dem Geräusch des Instruments, als auch dem eben so geräuschvollen Gespräche seiner Frau mit ihrer Magd auszuweichen, stieg langsam in ein oberes Gemach seines Hauses, wo sein Arbeitszimmer sich befand, und wo er seinem neuen Schüler den ersten Unterricht ertheilte.

Archangelo besaß einen sanften, schüchternen, zugleich aber offenen und einfachen Charakter; nach wenigen Tagen war er beim ehrlichen Giambattista so eingewöhnt, daß er ganz zu dessen Familie zu gehören schien. Nur Nelia flößte ihm eine gewisse Furcht ein, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte; fielen aber die schwarzen Augen der schönen Römerin auf ihn, so verlor Archangelo plötzlich den Faden seiner Rede, seine Blicke verwirrten sich und er gerieth in gewaltige Verlegenheit. Uebrigens besaß das Mädchen, ihre hohe Gestalt und ihre einer Prinzessin keine Schande machende Haltung abgerechnet, eigentlich nichts Ausgezeichnetes. Ihre Augen strahlten von jener überströmenden Freude, die das köstlichste Sinnbild der Jugend ist, und ihr etwas großer, aber mit einer prächtigen zweifachen Perlenreihe geschmückter Mund verschönerte sich durch ein fortwährendes Lächeln.

Rechnet man übrigens einige kleine Schrecken ab, die dem unbefangenen Jünglinge die Gegenwart und zuweilen auch die etwas boshaften Aufmerksamkeiten der hübschen Lacherin verursachten, so floß sein Leben höchst gemüthlich zwischen Arbeit und den ganz künstlerischen Erholungen der Familie hin. Und ebenso, wie unser ganzes Daseyn nur in Gegensätzen und unerklärlichen Sonderbarkeiten besteht, so geschah es denn auch, daß Archangelo am Ende großen Zauber in dem Widerwillen empfand, den er in der Nähe des Mädchens spürte, und Nelia fühlte auch bald einige Verlegenheit mitten in ihren Schäkereien. Gleich dem jungen Adler gewöhnte sich Archangelo, in die Sonne zu sehen, ohne die Augen niederzuschlagen; dagegen aber verschleierte Bassini's Tochter ihre Blicke unter der ihrem Geschlechte angebornen Bescheidenheit. Drückt eine feurige Hand eine kalte, und geht die Wärme der einen in die Kälte der andern über, oder findet umgekehrt das Entgegengesetzte statt, so ergibt sich immer ein gleiches Resultat, daß nämlich eine vollkommen gleiche Temperatur sich bei beiden feststellt. So gestaltete sich denn auch das Verhältniß der beiden jungen Leute; der Jüngling verlor seine Schüchternheit, das Mädchen wurde zurückhaltender, und ihr gegenseitiges Betragen begann sich mit der entzückenden Farbe einer aufkeimenden Liebe zu schmücken.

Für contemplative Gemüther, die sich ohne sinnlichen Egoismus, ohne Zweck und ohne Ueberlegung, das heißt ohne Berechnung, ganz dem Glücke der Liebe hingeben, gilt der Moment, in dem die Herzen sich verstehen, ohne daß der Mund ein einziges Wort von Liebe gesprochen hat, für die schönste Zeit der ganzen Leidenschaft. Archangelo, der wenig mittheilsam und gewohnt

war, seine Gemüthsbewegungen in sich zurückzudrängen, um sie dadurch noch mehr zu steigern, liebte recht von Herzen innig, und hatte die geheime Ueberzeugung, daß er eben so innig geliebt werde. Dieß war auch ungefähr Alles, nach dem er sich sehnte, denn die Phantasie des jugendlichen Künstlers war ein Heiligthum, das keine schuldbewußten Gedanken aufkommen ließ; die Liebe zur Kunst brannte in ihm mit so feuriger Flamme, daß alle andern Leidenschaften gegen sie gehalten, nicht aufkommen konnten.

Bei dem Mädchen war dagegen ein anderer Fall eingetreten. Das feurige italienische Blut und die Lebhaftigkeit, die in dem Charakter aller Bassini's vorherrschte, machte ihr die unerschütterliche Ruhe ihres jungen Geliebten fast unerträglich. Ihrer etwas heftigen Gemüthsart ungeachtet, war sie in den Grundsätzen einer strengen Tugend erzogen worden, und überdieß besaß sie eine so gute Meinung von ihren eigenen Reizen, daß sie nicht entfernt daran dachte, durch Mittel, die dem weiblichen Geschlechte stets zu Gebote stehen, ein Geständniß zu erhaschen, das gar zu lang auf sich warten ließ. Als aber Wochen und Monde verflossen, ohne daß Archangelo den geringsten Versuch wagte, die bis jetzt nur durch zärtliche Blicke und halb erstickte Seufzer geführte Unterhaltung durch kräftigere Sprache zu ersetzen; so geschah es, daß die Zurückhaltung des jungen Künstlers Nelia's Herz doch zuletzt empfindlich traf, und daß der dadurch erzeugte Verdruß ihr böse Rathschläge eingab.

Unter den vielen Künstlern, die Bassini's Haus besuchten, befanden sich manche junge Musiker, die wohl mit Corelli hinsichtlich seiner äußeren Vorzüge in die

Schranken treten konnten, ohne jedoch, wie er, den Ausdruck wahrer Engelsreinheit zu besitzen, die sein blühendes Gesicht schmückte. Nelia that nun, als höre sie mit mehr Vergnügen, als wirklich der Fall war, auf ihre Artigkeiten. Sehr schmerzlich wurde dieß von Archangelo bemerkt, seine Bescheidenheit erlaubte ihm aber nicht, in Klagen darüber auszubrechen, oder diese nur durch betrübte Blicke zu erkennen zu geben, und als Nelia sogar in seiner Gegenwart in übertriebenes Lob seiner dem Anscheine nach bevorzugten Nebenbuhler ausbrach, so gab Corelli treuherzig dazu seine Einstimmung und sparte seine Thränen für seine Einsamkeit auf; das Mädchen, das den Erfolg ihres gefahrvollen Unternehmens nicht einsah, und das immer aufgebrachter über die stets stärker ausgesprochene Zurückhaltung ihres schüchternen Geliebten wurde, fuhr fort, ihrer Koketterie freien Lauf zu lassen.

Unter denjenigen jungen Männern, die sich besonders um Nelia's Gunst bewarben, befand sich auch ein Schüler Bassini's, der, aus einem edeln neapolitanischen Geschlechte stammend, das Studium der Musik nur aus Liebhaberei trieb, seinem Aeußern nach recht hübsch war, aber einen sehr gewöhnlichen Verstand und eine merkwürdige Eingenommenheit von sich selbst besaß, und Lorenzo di Monteserrato hieß. Seine Familie, deren Oberhaupt den Titel „Principe" führte — ein in Italien sehr häufig vorkommender Titel — behauptete von einem jüngern Zweige des Hauses Montserrat abzustammen, das den Kreuzzügen tüchtige Kämpfer geliefert hatte.

Nelia, die Lorenzo sowohl wegen seiner persönlichen Mittelmäßigkeit, als auch wegen des sie trennenden

Standesunterschiedes für sehr ungefährlich hielt, schien ihm einen bemerklichen Vorzug vor den andern jungen Männern ihrer Bekanntschaft zu geben. Vielleicht gesellte sich auch ein gewisser Stolz, eine solche vornehme Eroberung an ihrem Triumphwagen zu sehen, ganz im Geheimen zu dem Wunsche, Archangelo's Eifersucht zu erwecken. Mochte es sich nun aber damit verhalten wie es wollte, genug, Nelia steigerte die Beweise ihrer angeblichen Vorliebe für Lorenzo so weit, daß sie die Besorgniß ihrer Eltern erregte, den neapolitanischen Cavalier fast außer sich brachte und den armen Archangelo beinahe wahnsinnig machte.

Die Lösung dieser kleinen Intrigue ließ nicht lange auf sich warten; Giambattista Bassini verlangte von Lorenzo eine Erklärung, und weil dieser sich zu einer Trennung von seiner geliebten Nelia nicht entschließen, frei aber über seine Hand und über sein Vermögen schalten konnte, so zeigte er sich bereit, die Tochter des Musikers zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben, und weil man keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Liebe Nelia's zu dem edeln Cavalier setzte, so wurde die Heirath alsobald beschlossen und die Braut von allen ihren Verwandten mit Glückwünschen überhäuft. Anfangs fühlte sich Nelia über dieses unvorhergesehene Ergebniß ihrer Koketterie schwer betroffen; dann schien Archangelo's Gleichgültigkeit das Opfer ihrer eigenen Neigung zu erfordern, der Gedanke an eine glänzende Zukunft machte ihr den Kopf schwindeln, und ohne zu großen Widerstand gab sie ihre Einwilligung zu dem eben abgeschlossenen Vertrage. Ihr nicht lange dauerndes Zögern wurde auf Rechnung jungfräulicher Schaam geschrieben, und ihre doch nicht ganz zu unterdrückende innere Bewe-

gung bei diesem Schritte, ließ sie in den Augen ihres künftigen Gatten noch viel entzückender erscheinen.

Archangelo war durch zu nahe Bande der Freundschaft mit der Familie verbunden, als daß man ihn bei dieser feierlichen Gelegenheit hätte vergessen sollen. Die jüngern Söhne Bassini's sprangen fort, um ihn in seinem kleinen Winkel unter der Terrasse des Hauses aufzusuchen, führten ihn im Triumphe vor die versammelte Familie, und hier vernahm er denn, wie sein Meister Giambattista mit gewaltiger Stimme den Beschluß verkündigte, der alle seine schuldlosen Jugendfreuden, alle seine Träume von einstigem Glück, alle seine auf die Zukunft gebauten Hoffnungen vernichtete. Außer Stand, seine Verzweiflung bei der Ankündigung dieses traurigen Ereignisses niederzukämpfen, stieß der unglückliche Archangelo einen Schrei des unsäglichsten Jammers aus, und sank zu Boden.

Sehr glücklich für Nelia hatte sich Aller Aufmerksamkeit auf den unglücklichen Jüngling vereinigt; daher bemerkte man nicht die furchtbare Bläße, die über ihre Züge sich ergoß, als sie den schmerzvollen Ausbruch einer Liebe sah, die sie theilte, die sie aber auch für ewig zur qualvollsten Pein verurtheilt hatte.

Corelli konnte unmöglich seine Liebe zu Nelia länger verbergen, und weil die Hochzeit erst nach einigen Monaten gefeiert werden sollte, so vermochte der junge Künstler nicht länger unter einem und demselben Dache mit der Geliebten zu hausen. Dieser Umstand betrübte unendlich den ehrlichen Giambattista, der Archangelo gleich seinem eigenen Kinde liebte, und der es für ein Glück gehalten haben würde, hätte er ihm früher seine Tochter geben können, bevor er sie so unerwartet mit

einem vornehmen Herrn verlobt hatte. Sein Bedauern wurde dadurch noch sehr vermehrt, daß er sich genöthigt sah, seinen Schüler aus den ihm so freundlich gebotenen Asyle gewissermaßen zu vertreiben. Der Stolz des jungen Kunstgenossen ersparte ihm jedoch diesen Verdruß. Er ließ den ganzen Tag über sich nicht blicken; erst als am Abend die ganze Familie im großen Gemach sich zusammen gefunden hatte und schon im Begriffe stand, das gemeinschaftliche Gebet, bevor sie sich für die Nacht trennte, zu verrichten, erschien Corelli mit einem Päckchen unter dem Arme, das seine ganze Habe enthielt. Die Blässe seines Gesichts und seine abgespannten Züge schienen ihn jedoch nichts weniger als zu entstellen.

„Meister," sprach er endlich, mit kaum vernehmlicher Stimme, „ich will um Euern Segen bitten, bevor ich von Euch scheide."

„Du hast ihn schon mein theurer Sohn!" rief der Greis, und drückte den Jüngling liebevoll an seine Brust. „Möge Gott Dich behüten und schützen!" fuhr er fort, und legte seine Hände auf Archangelo's blonden Lockenkopf; „schon jetzt hat er aus Dir einen braven Gesellen und tüchtigen Künstler gemacht; möge er ferner die köstlichen Eigenschaften Deines Herzens und Deines Gemüthes entwickeln, und dann wirst Du die Welt erfüllen mit Deinem Rufe!

Nun umringten ihn die drei jungen Leute und vermischten ihre Thränen mit den seinigen, denn Jeder von Ihnen betrachtete ihn als Bruder.

Und jetzt sage an, mein Bursch, was gedenkst Du zu thun? Willst Du nach Fusignano zurückkehren, und das Dir von Gott geschenkte Pfund dort vergraben?

Dies wäre eine große Sünde, denn der alte Munari ist nicht im Stande, sein unternommenes Werk zu vollenden."

„Ich gehe nicht nach Fusignano, Meister! Herr Matteo Simonelli, der Kapellmeister des heiligen Vaters nimmt mich bei sich auf."

„Unmöglich!" rief Giambattiste, und schlug vor Verwunderung beide Hände zusammen: „Matteo Simonelli ist ein gewaltiger Meister, und tausendmal besser, als ich, im Stande, Dich durch alle Schwierigkeiten der Kunst sicher hindurchzuleiten; sein Geiz ist aber leider eben so gut bekannt, als seine großen Talente, und Du bist nicht reich genug, Archangelo, um seinen Unterricht zu bezahlen."

„Doch bin ich jung genug um ihm Dienste gegen Dienste zu leisten."

„Ich verstehe!" entgegente Bassini und bebte vor Unwillen: „hier warst Du das Kind vom Hause und dort mußt Du.... O Nelia, Nelia!" fuhr der Alte fort und rang die Hände, „welch großes Opfer fordert Dein Glück von mir!"

Nelia war aber längst nicht mehr zugegen; das arme Mädchen hatte sich in ihre Kammer geflüchtet; den Kopf unter ihre Betttücher verborgen, um ihr Schluchzen zu ersticken, trat sie jetzt ihre Lehrzeit als vornehme Dame damit an, daß sie ihren Stolz, ihre Koketterie und die ganze Zukunft verwischte, die sie sich zubereitet hatte.

II.

Dieser unglückliche Ausgang vermochte jedoch nicht die Liebe der beiden jungen Leute zu ersticken, weil

sie aber jetzt aufhörte eine erlaubte zu seyn, so wollen wir uns bei den Einzelnheiten ihres elenden Daseyns nicht länger aufhalten.

Dem Signor Lorenzo di Monteserrato wollte es nicht gelingen, seine Gattin seiner stolzen Familie vorstellen zu dürfen, und weil er sich wegen seiner Mißheirath vom neapolitanischen Adel gleichsam in Verruf gethan sah, so verließ er Italien, und zog nach Paris, wo die Signora di Monteserrato bald in den Kreisen der vornehmsten Aristokratie glänzend auftrat. Kurze Zeit dararf begab sich auch Corelli, welcher der ihn verzehrenden Leidenschaft nicht zu widerstehen vermochte, nach Paris, jedoch nur zu Fuß, und hatte als ganzes Gepäck nichts weiter als seine Violine bei sich, auf der er schon eine gewaltige Meisterschaft erlangt hatte. Er war nach Frankreich gewandert, um sein Glück zu suchen, und fand auch Kronen, doch brachte er Verzweiflung im Herzen mit zurück.

Die Geschichtsschreiber der Musik behaupten, daß Lully's Eifersucht, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, dem jungen Virtuosen so viel Verdruß und Plackereien erregt habe, daß dieser gezwungen worden wäre, Paris zu verlassen. Diese Angaben sind jedoch unrichtig: wir haben vollwichtige Beweise von Lully's Wohlwollen gegen seinen Landsmann in Händen, den er selbst bei Hofconcerten einführte, und alle Gelegenheiten aufsuchte, sein Talent recht glänzend auftreten zu lassen. Corelli fand Mittel, Nelia wieder zu sehen, und sie ihrer ehelichen Treue wortbrüchig zu machen. Das schuldbeladene Glück der beiden Liebenden wurde ruchtbar, Lorenzo war der Letzte, der davon hörte, doch wurde er endlich davon unterrichtet, und

suchte nun um eine Lettre de Cachet nach, um Corelli einsperren lassen zu können. Noch zur rechten Zeit benachrichtigt, ergriff Archangelo die Flucht; sechs Monate später starb Nelia, die mit ihrem Gatten wieder ausgesöhnt war, bei der Geburt einer Tochter, deren Vater für gar manche Leute sehr zweifelhaft war.

III.

Im Jahre 1712, ungefähr fünfunddreißig Jahre nach den von uns erzählten Begebenheiten, strahlte das Theater in Neapel, das zwar noch nicht das von San-Carlo, jedoch eines der herrlichsten der damals den dramatischen Vorstellungen geweihten Bauwerke war, während eines der ersten Abende der Winter-Saison in ungewöhnlichem Glanze. Die gelben Wachskerzen, welche die gewöhnlichen Lichter auf der Bühne und in den Wand- und Kronleuchtern des Saales verdrängt hatten, deuteten darauf hin, daß der König selbst der Vorstellung beiwohnen würde, und die Menge, die schon seit frühem Morgen alle Zugänge des Theaters belagert gehalten, und jetzt den Saal bis oben hinauf füllte, bewies, daß irgend ein ungewöhnliches und feurig ersehntes Schauspiel der Neugier dargeboten werden sollte.

Wirklich wollte auch der größte Violinspieler Italiens, den Matheson, ein nicht sehr feiner Kritiker, „den Fürst aller Tonkünstler“ nennt, und den Gasparini mit dem Namen „il vero Orfeo di suo tempo“ belegt, Corelli nämlich; zum Erstenmale sein bewunderungswürdiges Talent vor dem Enthusiasmus der Neapolitaner leuchten lassen.

Als nun der König Platz genommen hatte in einer

reichen offenen Loge, die dem damaligen Gebrauch gemäß für ihn auf dem Proscenium errichtet worden war, und als das versammelte Publikum ihn mit dem gewöhnlichen Beifallszeichen empfangen hatte, führte das Orchester eine Ouvertüre von Alexander Scarlatti auf, die ungeduldig genug angehört wurde, obgleich sie wenige Tage früher bei allen Dilettanti furore gemacht; hierauf entstand im ganzen Saale eine feierliche Stille, und Corelli erschien unter Vortritt eines Dieners in königlicher Livree, der auf einem mit dem Wappen des Königs gestickten Sammetkissen die berühmte Amati des verstorbenen Giambattista Bassini trug.

Bei dem Anblick des berühmten Virtuosen erhob sich das gesammte Publikum wie ein einzelner Mensch, und als der König applaudirt hatte, um dem Beifall freien Lauf zu lassen, der außerdem nicht gewagt haben würde hervorzubrechen, ertönte der Saal mehrere Minuten lang von solchen donnernden Vivats und Bravo's, daß dessen Gewölbe erbebten.

Damals war Corelli fast ein Sechziger; sein Gesicht hatte trotz der Runzeln des Alters doch den vollen Ausdruck der Güte und der Sanftmuth beibehalten, die ihm in jüngern Jahren so vielen Reiz verliehen. Der große Musiker hatte, obwohl ganz Europa seines Ruhmes voll war, doch nur wenige Reisen gemacht, weil er vielleicht die friedliche Ruhe, die er in Rom genoß, zu sehr liebte, oder weil er, wie man behauptete, die Eifersucht der gleichzeitigen Violinspieler fürchtete. Sicher war er der seinem herrlichen Talente dargebrachten Ehren- und Beifallsbewegungen hinlänglich gewohnt; weil aber die Römer selbst vollkommen bekannt waren mit seinen Zauberklängen, so drückte sich auch ihr Ver-

gnügen, wenn sie sie hörten, weniger pomphaft und mehr, als ob er zur Familie gehöre, aus; der rasende Enthusiasmus der Neapolitaner schon bei seinem Auftreten, setzte folglich den alten Mann in größte Verwunderung und rührte ihn bis zu Thränen.

Corelli spielte an diesem denkwürdigen Abende zwei Stücke, und zweimal steigerte sich der Beifall des Publikums bis zum Wahnsinn; dieser Triumph des berühmten Violinisten war der schönste seines Lebens, leider sollte er aber auch der letzte seyn.

Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber macht bei dieser Gelegenheit die scharfsinnige Bemerkung, daß in der Laufbahn eines Künstlers oft seltsame Wechselfälle vorkämen.“ Einige Tage später wurde Corelli bei Hof dringend gebeten, sich abermals hören zu lassen, und spielte eine der Sonaten aus seiner bewunderten fünften Sammlung. Der König fand das Adagio zu lang und zu langweilig, und entfernte sich. Der oben von uns schon angeführte Chronist bemerkt hierbei, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir unentschieden lassen, daß der Monarch, beleidigt durch die gewaltigen Beifallszeichen, mit denen der Künstler im Theater empfangen worden, wogegen sein eigner Empfang ganz in den Hintergrund verschwunden sey, ihn hierdurch für seine ihm vom Volke dargebrachte Ovation habe wollen büßen lassen. Sei diesem nun aber wie ihm wolle, genug Corelli gerieth hierdurch keineswegs in große Verlegenheit und fuhr herzhaft in seinem Spiel fort; allein die Höflinge, die ihm zuhörten, waren zu genaue Beobachter der Etiquette, als daß sie einem Stück hätten applaudiren sollen, das vom Könige schon durch sein Schweigen ver-

urtheilt war. Das Concerto endigte unter lauten Gesprächen und ohne den mindesten Beifall zu erhalten.

Dieser Unfall, wenn man es ja so nennen will, konnte zu leicht wieder gut gemacht werden, als daß die Gemüthsruhe des berühmten Meisters dadurch hätte auf längere Zeit gestört werden sollen. Corelli wußte wohl, daß das Publikum bereit war, ihm eine glänzende Genugthuung zu geben, und daß er unter der Menge mehr Verehrer seines Talentes finden würde, als er eigentlich bedürfe, um die Stimmen der königlichen Schmeichler mehr als hinreichend aufzuwiegen. Er ließ für den folgenden Tag ein Concert ankündigen.

Der König war dießmal nicht im Theater. Corelli's Auftreten wurde jedoch nur um so lebhafter und freiwilliger von dem Klatschen des Volkes empfangen, das Einzige, welches von ächten Künstlern gesucht werden sollte. Der Künstler gab dieselbe Sonate, mit der er am Hofe durchgefallen war; das Adagio, das den König in die Flucht getrieben hatte, wurde tief empfunden, und brachte wundervolle Wirkung hervor; allein es stand einmal geschrieben, daß dieses Stück für den ruhmvollsten Künstler Italiens sehr verhängnißvoll seyn sollte.

Corelli war gewohnt ohne Noten und ohne Begleitung zu spielen; während er nun so die schwierigsten Passagen executirte, schweiften seine Blicke unaufhörlich im Saale umher, als wenn sein Instrument unter der Herrschaft des allereinfachsten Mechanismus gestanden hätte. Nach den ersten Takten des zweiten Theils der Sonate verfiel Corelli plötzlich in jene dumpfe Verwunderung, die die Anstrengungen des Verstandes bis an die Grenzen des Wahnsinns hinaufschraubte. Mitten in

einer Gesellschaft prachtvoll geschmückter Herren und Damen, hatte Archangelo so eben seine Nelia erkannt. Nelia, die er so viele Jahre lang beweint hatte, befand sich hier in voller Anmuth, obgleich ihre mächtige Schönheit doch in einem hohen Grade der Reife zu stehen schien. Gewaltig schlug das Herz des Künstlers beim Anblick dieses Weibes, der einzigen Liebe seines Lebens. Kurzes Nachdenken bewies ihm jedoch die Unmöglichkeit, der sich ihm darbietenden Erscheinung, denn diese Dame schien höchstens fünfunddreißig Jahre alt zu seyn, und obgleich Kunst und Entfernung wohl mehrere Jahre verbergen konnten, so mußte Nelia doch einige Jahre älter als ihr Geliebter seyn.

Während der Virtuos nun solchergestalt eine Beute war des Zweifels und des Erstaunens, bemerkte er nicht, daß der ganze Saal unterdessen dem Einflusse einer anderen Bewunderung erlag. Ohne es zu wissen hatte Corelli bei einer wichtigen Passage die Tonart geändert, und spielte aus Moll, was das Orchester in Dur begleitete. Vergebens erschöpfte sich Alexander Scarlatti, der selbst das Orchester dirigirte, in Anstrengungen um den Irrthum zu verbessern und den Solospieler aus seiner Zerstreuung zu reißen. Corelli war gänzlich außer Fassung gekommen, häufte Fehler auf Fehler, so daß es ihm unmöglich wurde weiter fortzuspielen. Völlig zerrüttet, fast wahnsinnig trat er ab. Einen Augenblick später kündete man an, daß plötzliches Uebelbefinden dem virtuosissimo di violino nicht gestatte, sein Concert zu vollenden.

Corelli war weit entfernt unempfindlich gegen die öffentliche Schmach zu bleiben, die er seinem alten Ruhme zugefügt hatte. Noch lebhafter aber als das

Gefühl seiner Niederlage regte sich in ihm das Verlangen, seiner Ungewißheit hinsichtlich der Erscheinung ein Ende gemacht zu wissen, und Alles bot er auf, um den Namen der Dame zu erfahren, die seiner geliebten Nelia so sprechend glich. Man sagte ihm, daß sie die Fürstin Cassarini sey.

Nach Verfluß mehrerer Stunden, als der Schlaf Corelli's aufgeregtes Gemüth beruhigt hatte, kam ihm der Gedanke, daß diese Dame, deren Anblick ihm das Bild seiner Geliebten so ganz genau zurückgerufen hatte, wohl Niemand anders, als seine eigne Tochter seyn könne, und diese Idee goß in das Herz des Greises einen so tröstenden Balsam, daß er einen Augenblick lang seinen alten Schmerz und seinen neuen Verdruß gänzlich vergaß. Das Glück, seine Tochter sehen, und wäre es auch nur für einen Moment, sie an sein Vaterherz drücken zu können, schien ihm hinlänglicher Ersatz für ein langes freudeloses und schmerzliches Daseyn. Der Rest der Nacht verfloß in anmuthigen Träumen der väterlichen Liebe, und sobald die Morgenstunde es erlaubte, begab sich Corelli in den Palast der Fürstin Cassinari, die allerdings die Tochter des verstorbenen Lorenzo di Monteserrato war.

Nach den ersten Worten eines kalten und stolzen Empfangs gerieth erst der Künstler auf den Gedanken, daß es wohl viele Schwierigkeiten haben dürfte, das Gespräch auf einen Gegenstand zu leiten, der die Ehre einer erlauchten Familie so nahe berühre; er bedachte ferner, wie es sehr leicht möglich wäre, daß seine Tochter den Ruhm einer vornehmen Abkunft, den sie jetzt besaß, wohl der Schande unehelicher Geburt weit vorziehen möchte. Diese Voraussetzung verwandelte sich in

große Wahrscheinlichkeit, als Corelli, eingeschüchtert durch die Kälte seiner Tochter, stotternd einige Anspielungen auf sein früheres Verhältniß zu Nelia hatte fallen lassen.

„Halten Sie ein," sprach trocken die Fürstin, „ich will nichts hören, was die Achtung, die ich dem Andenken meiner Mutter schuldig bin, beeinträchtigen könnte. Ich weiß recht gut, daß französischer Leichtsinn sonderbare Gerüchte über sie ausgesprengt hat; der Marchese di Monteserrato, mein Vater, wußte jedoch die Verläumder schweigen zu machen und die Ehre unseres Hauses unbefleckt zu erhalten.... „Herr Corelli," fuhr sie in einem Tone fort, der seit langen Jahren im Herzen des Greises schlafende Accorde anklingen ließ, „Sie befanden sich gestern unwohl; Ihre eifrigsten Bewunderer mußten bemerken, daß Ihr Gemüth nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung war. Ein Nervenzufall vermuthlich, der wie ich hoffe, ohne Folgen bleiben wird."

„Doch gnädigste Frau!" antwortete der Künstler mit seiner rührenden Einfachheit, „ich fühle, daß er mir das Leben kosten wird!"...

Und Corelli vergoß bittere Thränen.

„Ihr Zustand ist wahrhaft betrübend," entgegnete die Fürstin stolz; ich werde Befehl ertheilen, daß man sie in meiner Sänfte heimbringe. Morgen werde ich mich nach ihrem Befinden erkundigen lassen."

„Morgen," versetzte Corelli," bin ich nicht mehr in Neapel."

Einige Schriftsteller haben die tiefe Schwermuth, die sich seit diesem Augenblicke des großen Künstlers bemächtigte, der geringen Wirkung zugeschrieben, die seine Rückkunft in Rom hervorbrachte, wo Valentini,

ein sehr mittelmäßiger Violinspieler, dazumal gerade an der Tagesordnung war. Dieß ist aber ein Irrthum, der den Adel eines solches Charakters verleumdet. Die augenblickliche und wahrscheinlich freiwillige Vergessenheit, in der Corelli seit seiner Rückkehr in Rom schmachtete, vermochte wohl seine Empfindlichkeit nicht bis zu der düstern Verzweiflung zu steigern, die ihn rasch zum Grabe zuführte. Die Memoiren des Cardinals Ottobini, in dessen Palaste er wohnte, vernichtet diese seltsame Ansicht; auch beweißt der unerhörte Pomp, der bei dem Leichenbegängnisse dieses für alle Zeiten berühmten Mannes entwickelt wurde, daß seine Zeitgenossen wohl den Verlust eines Mannes zu würdigen wußten, den die Kunst in Corelli's Person erlitt.

Anekdote.

Ein reisender Geigenhändler kam eben mit seinem Transporte vor das Thor einer sch— Stadt, wurde aber durch das schnelle Vorspringen eines dürren Visitators in seinem Fortfahren gehindert. Mit despotischer Stimme fuhr dieser den erschrockenen Wanderer an: Hat er Paß? Verzeih'ens, entgegnete der Geigenhändler mit erheiterter Miene; Verzeih'ens, ich habe lauter Geigen.

Ein Ton aus der Scala eines Musikers im neunzehnten Jahrhundert.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt von Gollmick.)

Ich will ein Tonkünstler werden, ein Tonkünstler! So sprach ich entschlossen, nach langem tiefem Nachdenken. Ist doch die ganze Welt nur ein einziges ungeheures Polychordium, das der große Geist über den Sternen meistert, und wir Menschen sind die einzelnen Töne, die nach seinen Gedanken regiert, erhöht, erniedert, wieder aufgelöſ't, vereinigt und getrennt werden. Jeder dieser Menschentöne ist an und für sich ein Wohlklang, und erst seine Verhältnisse zu den andern Klängen bestimmen, ob er es bleiben oder oft zur schneidendsten Dissonanz werden soll. Alles im Leben deutet ja jene grenzenlose Harmonie an, deren einzelne Atome wir sind. Jeder Ton ist Leben, obgleich gar manches Leben nur zum Tone zu gehören scheint.

Bezeichneten doch die Griechen den Inbegriff aller erworbenen Kenntnisse mit dem Worte: Musik. — Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie, Sternkunde, selbst Grammatik und Alles, was später die edeln Römer studia humanitatis nannten, gehörte zu derselben. Deßwegen will ich ein Tonkünstler werden, und auf den alten

Stamm voll gesunden Marks ein junges, blühendes Reis pfropfen; der Patriarch soll mit dem lebensfrohen Jüngling Hand in Hand gehen, ohne daß der Erste eine Gestalt aus der alten harten Schule Holbeins, der Letzte ein Stutzer aus dem Wiener Modejournal werde. Mit dieser geistigen Verschmelzung war die Linie meines Künstlerlebens gezogen, und ich begann meine Vorstudien: Ich stürzte mich in den Bach hinein, — ich suchte Händel — Gluck that mir wohl in einsamen Nächten — Schneider war mir Maaß für das Oratorium — der cantatenreiche Schuster lehrte mich, wo mich eigentlich der Schuh drückte. Nach Scheibe's trefflichen Recitativen zielte ich; — Knecht, der Baßbezifferte, wurde mein Herr; — Umlauf wählte ich zum Vorläufer ins Reich der Popularität; (wen hätte z. B. dessen berühmte Baßarie: „Zu Steffen sprach im Traume ꝛc." nicht oft wach erhalten?) — Vogel lehrte mich den Flug, mit dem er seinen Demophoon erreichte; — nur den Schein mied ich, denn der Text seines Chorals: „Ach Herr, mich armen Sünder ꝛc." schien mir immer eine spitzfindige Anzüglichkeit zu enthalten; — Haydn sollte mich aus dem Heidenthum meiner Begriffe befreien, mich die reine Religion der Kunst lehren, und Mozart's zarte seelenvolle Weisen mir völlig das Wallhalla der Tonkunst erschließen. —

So öffneten sich meinem Geiste bald die Schleusen der Theorie und Praxis, und die Werke von Jubal bis Mayseder erklangen in meiner Seele wieder. Ich wollte als Componist debütiren, und die Oper sollte das Wechselbureau für meine attalischen Schätze werden. Nur die Oper, dachte ich, ist der Centralpunkt aller Genres, und wer seine Autoren, wie Morison seine

Universalpillen glücklich verschluckt hat, darf kühn mit der einen Hand den Himmel, mit der andern die Hölle berühren. Aber ich hatte nicht Lust, das theure Lehrgeld mit so manchen Neulingen zu zahlen, die das Gewinsel ihres allerersten und einzigen Säuglings schon für Sphärenmusik halten, Directionen und Publikum damit peinigen, und sich einbilden, der mühsam geknetete Teig, noch halbroh aus dem Ofen gezogen, müsse auch gleich das Manna werden für den ästhetischen Heißhunger aller europäischen Völker. Ich wollte nicht Baumeister seyn, eh' ich den Mörtel mischen oder den Kübel tragen konnte. Deßhalb studierte ich die Natur der Instrumente und die der menschlichen Kehle; studierte die Bühne, das Publikum, den Geschmack und das Trifolium der Kritik, nämlich: die terroristische, die gemäßigte und — die bestochene. Auch schrieb ich zuvor ein Halbdutzend Preissymphonieen, und betrachtete das Alles nur als Vorschule, eh' ich wagte, ein zweiter Ikarus, mich der Kunstsonne zu nähern. Aus meinem freiwilligen Exile trat ich nun heraus in die große Welt. Aber mir schwindelte vor dem Contraste der Wirklichkeit mit meinen frommen Träumen. Mit jedem neuen Blick ins vielbewegte Räderwerk des Kunstlebens änderte sich mein System. Ein unbezwingbarer Ehrgeiz stachelte mich, bald unsere strahlenden Meteore zu verdunkeln. Nach jeder neuen Oper, die ich hörte, ward ich sieberkrank. Ich hatte nicht Ruhe mehr bei Tag und bei Nacht. Ich sah ein, daß, wenn ich gelten wollte, ich unsere Heterodoxen überbieten müßte. Ich wurde, eh' ich mich's versah, der eifrigste Anhänger der sogenannten romantischen Schule — einer Schule, jetzt der Anziehungspunkt der ganzen musikalischen Literatur und aller Bühnen. Ich mußte also mit dem

Strome schwimmen, wollte ich nicht sitzen bleiben; denn hier neue Bahn brechen zu wollen, ehe wir die Unschuld unserer Väter glücklich wieder erlangt hatten, war gefährlicher, als in diesem Strome, selbst wie ein Held unterzugehen. Es währte daher lange, bis sich ein Dichter fand, der seine Absicht in edler Selbstverläugnung ganz der meinigen aufopfern wollte. Er fand sich aber, und seine menschenfreundliche Feder wurde zum Docht für meine Flamme. Er verstand die verschiedensten Zeitalter, Völker und Sitten so geschickt in eine Intrigue zu verweben, ließ so unvermerkt Fluth und Ebbe sich umarmen, daß, wer nicht Büsching's Geographie oder Becker's Weltgeschichte vollkommen inne hatte, von der Wahrscheinlichkeit, mit der alle diese Dinge in einander gefügt waren, getäuscht werden mußte. Um nur Einiges anzuführen, ließ er z. B. den römischen Cäsar seinem Volke einen Schmauß an 22,000 Tafeln geben, wie es Forkel beschreibt, und dabei den Sokrates die Flöte blasen. Er bot mir also durch Näherrückung der pythischen Spiele einen brillanten Stoff für musikalische Effekte dar. Ebenso ließ er mir den Nero, als Apoll verkleidet, Gastrollen in Neapel geben, und auf seinem Wege dahin ihm den podolischen Mazeppa begegnen, der, auf dem wilden tartarischen Pferde einhergaloppirend, in einer sanften Romanze sein Schicksal beklagte. Auch den Ochsen des Phalaris citirte er, woraus eine Arie voll Feuer und Gluth in einem 32 Fuß tiefen Bourdon ertönte; und Arion, den göttlichen Sänger, läßt er an einem Chore rasender Ciconierinnen bis in den Fluß Hebrus verfolgen, wohin er, der Dichter, die Sage vom Delphin verlegt, auf dessen Rücken Arion seine Kunstreise nach Aegypten fortsetzt, um dort in den Pyramiden der

Isis und Osiris — eine Verlagshandlung für die Gesammtausgabe seiner Werke zu etabliren. Und warum sollte gerade mein Dichter eine Ausnahme in Anachronismen machen, da sich weit namhaftere mit so vielem Glück darin versuchten? Meine Musik war diesen verschiedenartigen Stoffen völlig angemessen. Ich ritt mit eingelegter Lanze in die Schranke, wie Spontini, die berühmte Trompeterin Panthea vor mir her; ich war volks- und eigenthümlich wie Maria v. Weber; empfindsam und kränkelnd wie Bellini; beredt und melodiös wie Paesiello; antik und kräftig wie Cherubini; abenteuerlich und seltsam wie Auber; jovial, feurig, melodieen- und fermatenreich wie Rossini. Ich schmolz Wenzel Müller uud Spohr zusammen, Meyerbeer und Weigl. Mein Werk war fertig. Ach! wer noch keine Oper geschrieben hat, darf auf irdische Seligkeit keinen Anspruch machen. Das wissen diejenigen meiner Herren Collegen am besten, die nur in ihren Werken, aber nicht von denselben leben; es wimmelt in Deutschland von diesen heimlichen Barden, deren Instinkt Partitur auf Partituren häuft, und die wahrhaft zu den Berufenen gehören, die Zeus nach Vertheilung aller Erdengüter aus billiger Revanche zinsfrei bei sich in seinem Himmel wohnen läßt! So schloß auch ich mich mit meiner Angebeteten ein — ich huldigte ihr — ich konnte mich nicht satt an ihr sehen — sie war mir, was dem Pygmalion seine Marmorgeliebte Galate. Nur kam es jetzt weniger darauf an, daß sie mich erhörte, als daß Andere auf sie hörten, und ebenso von ihrer Schönheit bezaubert wurden, wie ich es war. Ich hätte, um sie so augenblich bühnenbelebt vor mir zu sehen, ein Jahr

meines Schöpferlebens dahingegeben. Mein Herz hüpfte voll Hoffnung und Freude.

Aber die Donnerschläge jäher Täuschung schmetterten mich nieder. Kein Direktor wollte das Capital der Zeit und der Kräfte an mein Genie setzen. Man verlangte Licht, aber Niemand wollte es anzünden. Ach! ich hatte versäumt, mir einen Protector zu gewinnen, und nicht bedacht, daß für den Beurtheiler längst nur der Name des Verfassers der Barometer seiner Theilnahme ist, und daß der Weg zu den sonnigen Gefilden seiner Phantasie nur durch die Antichambre approbirter Titel geht.

Verzweiflungsvoll colportirte ich meinen Schatz von Land zu Land, erhielt überschwängliches Lob und — Achselzucken. Schon als die Hoffnungslosigkeit mich zum Philosophen machen wollte, erschien mir ein Freund in der Noth — ein Weltweiser, — der deutete mit dem Zeigefinger still, aber schlau lächelnd, auf eine Stelle der Landkarte, wo die ewigen Seen liegen, aus denen die Reuß und der Tessin entspringen, wo die Scheidung ist aller Gewässer Deutschlands und Italiens, bis zur Nordsee und dem adriatischen Meere hin; mit der andern Hand aber schlug er seine Börse, daß es verwegen klingelte, und verschwand — wie das graue Männlein der Veit Weber'schen Epoche. — — Frankreich! rief ich, und wie Schuppen fiel's von meinen Augen. Paris, der St. Gotthard, woher alle Ströme des Beifalls entspringen, und — Geld, du Schlüssel, der alle ihre Schleußen öffnet. Nun sah ich klar. Ich griff tief in mein väterliches Erbe, reis'te, auf diesen wahrhaften Mosisstab gestützt, hin nach dem gelobten Lande, wo den Künsten und Wissenschaften Milch und Honig fließt,

und sieh' — der Quell sprudelte auch mir geschwätzig schnell. — Mein Werk wurde angenommen, ausgestattet mit verschwenderischem Pomp, und mit einem Beifall gegeben, der mich selbst in Erstaunen setzte. Der Neuheit Reiz übte seinen unwiderstehlichen Zauber über die bestochenen Sinne. Das Rad rollte seinen Lauf. Ich ward der Orion der Gegenwart. Mein Ruf flog nach allen Weltgegenden mit der Schnelligkeit telegraphischer Depeschen. Wo ich hinkam, traf ich mich bereits übersetzt in allen Zungen und arrangirt für alle Instrumente. Wo ich mein Werk anbringen wollte, seufzte es bereits schon unter der Feder der Copisten und unter dem für uns Componisten so fürchterlichen Rothstift der Willkür, oder artistischer Verhältnisse. Aus allen Fenstern hörte ich mich vierhändig wiederhallen, und vor dem Fenster erklang ich als Serenade. Im Ballet rührte ich die Füße, auf der Wachtparade das Trommelfell, in Taschenformaten das Herz. Aus dem Bauche der Dampfschiffe bettelte ich herauf in ohrzerreißenden Parodieen. Mein Name war's endlich, der in allen Zeitschriften als Modell jener Art von Opern zugeschnitten wurde, für die es keinen eigentlichen Titel gibt. Die erfinderische Kritik anatomirte jeden meiner Takte und schob meinen Melodieen Motive unter, an die mein Herz nie gedacht. Aus Almanachen und Bilderläden lächelte „mein Bildniß bald bezaubernd schön," bald grinste es mich in widerlichen Verzierungen an. So geschmeichelt und überselig, schwindelte mir zuletzt vor meinem eigenen Ruhme. Meine unvermeidlichen Töne verfolgten mich bald wie Erinnyen und peitschten mich in einem ewigen Kreise; überall traf ich mich in veränderter Gestalt — selbst im Conversationslexikon. — — Die Salons der Großen wurden mir zu

Venedigs Bleiklammern. In jedem Glase Champagner sprudelten meine Arien, und in jedem Bissen ward ich zum michselbstwiederkäuenden Säugethiere. Der Ball begann seine bunten Reihen — ich walzte mit mir selber. Meine sanften Elegien, die Phantasus mir in stillen Sommernächten eingab, zerstoben hier in tollen Trippelakten. Ich floh mich selbst, den entsetzlichen Doppelgänger, erhitzt, erschüttert, — aber vergebens; eine heisere Meßstimme sang mich plärrend wieder auf der Straße. Wie ein Rasender laufe ich vor das Thor, die Einsamkeit zu suchen; umsonst! — in einer dunkeln Grotte ertönt, o Gott, auch das noch — eine Flöte! O wär' ich Apollo gewesen, wie mich hundert Journale priesen, wie hätte ich diesen Marsyas geschunden! Ich fliehe aufs Neue, die fürchterliche Flöte hinter mir — immer schwächer sich verlierend, gleichsam höhnend in ein endloses Decrescendo. Wie Ahasverus, der nicht sterben konnte, suche auch ich dieser peinlichen Unsterblichkeit zu entrinnen — da erwachen die Sänger der Haine und stimmen einen tausendfachen Hymnus an. Ha, sie spotten meiner, und in ihrem unschuldigen Zwitschern höre ich die Chöre meiner Furien. Das Echo der Berge wiederhallte meine Gesänge, wenn ich rief: „es ist genug!" Ich kam zur schwindelnden Schlucht, um da Ruhe zu finden, — aber die wilde Rotte, die dort lagerte, übertäubte sich mit meinen Klängen das Gewissen. Ich floh, nicht die Räuber, sondern meine Melodieen, die mir jetzt mehr als je wie Raub erklangen. Die ganze Natur hatte sich gegen mich verschworen. Das Gemurmel der Bäche, das Rauschen der Bäume hielt ich Unglücklicher für den nahen Ausbruch des Beifalls, und der Orkan, der jetzt losbricht, für den Sturm desselben. Da erfaßt

es mich wie Wahnsinn. Das Applaudiren meiner Hände vermengt sich mit den Bravourarien des Regenschauers, unter dem ich einherlaufe, und des Sturmes Tosen übertönt mein eigenes gellendes „Bravissimo!“ — — Ich sinke erschöpft, fieberglühend auf den nassen, kalten Boden, und in dem Canon meiner eigenen, ewig sich wiederholenden Cadenzen, die ihre Kreise stets enger und enger zogen, schließen sich meine Augenlieder.

Als ich erwachte, schimmerte Aurora durch das Laub und deckte mein Angesicht mit Purpur. Da erwachte auch mein Geist zu reifern Ideen — und es war mir, als hätte mich der Sonne Strahl auch mit dem Strahl der Wahrheit berührt. Ich war gezüchtigt für die tolle Leidenschaft des Ehrgeizes. Und was habe ich gewollt, fragte ich mich nun. Ruhm? — Ich habe auf die Sphynx die Schellenkappe gesetzt; habe an einem der unzähligen Fäden mitgezogen, welche den Begriff über das wahre Wesen der Tonkunst verwirren und herabziehen. Ich habe tausend Ohren gefüllt, aber zehntausend Herzen leer gelassen, und trage nun denseben Lorbeer, der wie Scheidemünze von Hand zu Hand geht, und bereits vom vielfachen Gebrauch abgenutzt ist. Wohl habe ich der Menge Jubel gehört, aber auch das Lächeln des Weisen gesehen. — Wollte ich Unsterblichkeit? — Die meinige gleicht dem Spiritus, der an einer Leiche verfliegt. Ich war schon todt, als ich die Feder zur ersten Note ansetzte. Mein höchster Flug war auch zugleich mein tiefster Sturz. Ich brüstete mich mit der Stimme des Volks, die ich für die Stimme Gottes hielt. Aber ach! wo war jene Weihe, der fromme Glaube, die

tiefgefühlte stumme Entzückung, die Sympathie des Gefühls, womit man andern — ganz andern Tönen lauscht? Ach! all' die bunten Jacken, Federn und Masken hinaufgeschraubter, überreizter Phantasie zerstieben vor der erhabenen Einfachheit unserer Väter, deren verlorene Söhne wir sind. Auch wir streben gen Himmel, hoch und stolz wie die Cypresse, aber — beide tragen wir keine Früchte. Unsere Unsterblichkeit hat die Natur des Gewitters. Die Kraft ist der Donner, das Licht ist der Blitz. Auch die Dauer derselben ist oft nicht länger, denn ein classischer Sonnenstrahl dazwischen, und Blitz und Donner verschwinden in ihr voriges Nichts. Der Beifall, der zur Stimme Gottes werden soll, darf kein Platzregen seyn, der einzelne Fluren nur überspült: — er muß, wie ein feiner Thau, langsam herabrieseln und seinen Boden durchdringen; und dieser Boden ist das Zeitalter. — Wollte ich Reichthum? — Wer starb reich, und wer stirbt arm? Die edeln Nestore einer vergangenen Generation, so reich an Denkmalen, wie oft arm an Mittagsmahlen — sie nur starben reich, reich an dem innern Gott, der sie beseligte — reich an dem Mitgefühl einer späten Nachwelt. — Wohl jedem armen Musensohne, der so reich von hinnen scheiden kann!

Kater Murr.

Humoristische Skizze von Ernst Ortlepp.

I.

Dem Kater Murr gefiel sein Name nicht, weil er eigentlich ein sehr freundlicher Mann war, meist humoristisch, mitunter aber freilich auch sehr melancholisch, besonders, wenn er von Bullenbeißern und andern grossen Hunden angefallen wurde, denen er freilich entgegenmurren, knurren, zischen, brummen ꝛc. und fürchterliche Gesichter schneiden mußte, um die Feinde zu schrecken und abzuhalten. Es that ihm recht wohl, als er in den Dienst des Kapellmeisters Kreisler trat, der heutigen Tages in einem Winkel des Thüringer Waldes noch lebt, und sich den Kopf darüber zerbricht, ob er eigentlich wirklich der Kreisler, oder mehr der Wallborn, oder noch mehr der Louis Böhner sey, der so eben im Begriff stehe, eine große Missa über die Berge des Thüringer Waldes zu schreiben, die mit einem: „Herr erbarme dich unser!" anfängt, weil dort viele arme Leute wohnen; dieses Kyrie ist Solopartie der Schneekoppe, worauf der Inselsberg anstimmt: „Gloria in excelsis deo!" und so geht das weiter.

Doch nun wieder auf unsern Kater Murr zu kommen, der längst verfault ist, wie alle Genies gern zeitig verfaulen — Hoffmann hat ein ganzes Buch über ihn herausgegeben, worin sich aber doch keine so recht prägnante Charakteristik des großen Mannes findet. Wir sehen und hören ihn dort nur phantasieren.

Murr war ein liebenswürdiger Philantrop, will sagen, liebend und geliebt in verschiedenen Richtungen. Es war für Lord Murr einer der seligsten Lebenstage, als er mit Kreisler bekannt wurde bei einer Bratwurst, welche Kreisler nicht ganz aufaß. Kreisler lud ihn an dem Abend zu Champagner ein; Murr bezeigte aber Abscheu vor diesem Getränk, und bat sich Milch, noch lieber Sahne (Rahm, Obres), Speck, noch etwas frische Wurst und eine Maus aus, wofern sie zu haben wäre. Der Italiener, der in der Mausefalle so eben eine gefangen hatte, ließ sie in Fett und Butter braten, es wurde Rahm servirt, und so genoß Murr ein Souper, dergleichen ihm noch nie vorgekommen war. Da ihn Kreisler sehr nöthigte, und noch etwas geröstete Ratte, Sperling, Finke und das Wildprett unter den Mäusen — grillirte Fledermaus, in lauter Fett schwimmend, genug gegen 5 bis 6 Gänge folgten, so gerieth Murr in den heitersten Humor, und streichelte Kreisler — oder sich an Kreisler in so vielen Variationen, daß Kreisler in dem Kater das größte musikalische Talent zu erkennen glaubte. Er hatte nämlich dabei noch keinen Kater in der Welt so schnurren oder „spinnen“ gehört nach dem musikalischen Kunstausdruck, und es blieb ihm nur der Wunsch übrig, den Virtuosen in einem Duett mit seiner Geliebten zu belauschen. Murr sagte, es sey schwer, ohne Empfin-

dung gut zu singen, und die beiden Saisons der Katzenwelt fänden nur im Februar und Mai statt. Er könne zwar schon auch etwas leisten, wenn man ihn ein wenig in den Schwanz kneipe, doch das sey nur Schatten gegen jene zwei Naturzeiten, wo seine ganze Sentimentalität auf den höchsten Punkt gesteigert werde.

„Ich habe mich in der Musik viel versucht, lieber Kreisler," fuhr Murr, nachdem er sich ein wenig hinter dem Ohre gekratzt hatte, fort, „und die Schwierigkeiten dieser Kunst sind mir im höchsten Grade klar geworden. Es klingt aufschneiderisch, aber es ist Wahrheit — manchmal, wenn ich einer Geliebten auf das Dach eines Hauses nachkletterte, und ein anderer äußerlich schönerer Kater anhob mit mir zu rivalisiren, und wir dann Beide in den unendlichsten Modifikationen der Tonsprache Sehnsucht, Verlangen, Schwermuth und Entzücken an den Busen der stillen Nacht hinhauchten, so lauschte die Geliebte immer hauptsächlich meinem Solo, und unter dem Hause versammelten sich alle Katzen aus der Nähe, und kletterten sogar dem Virtuosen auf dem Dache nach. Nur unsere bissigen, kritischen Gegner, die Hunde, bellten.

Ich machte durch mein Gesangstalent in der höher gebildeten Damenwelt der Katzen vieles Glück. Einige darunter sahen zwar mehr auf einen wohlgemästeten Leib, der mir, als einer idealischen Natur, fehlt, und darauf, wie viel einer Speck stehlen oder Mäuse fangen könne, aber es gibt selbst in unserer Zeit noch edle Naturen, denen es mehr um Geist und Empfindung, als um den Magen und Beutel zu thun ist; und so schloß ich mich denn besonders an ein Wesen an, mit dem ich selige Tage verlebte."

II.

„Es gibt mehrere Arten der Schönheit. Mein Seyn neigt sich zwar mehr zum Idealischen und Phantastischen," fuhr Murr gegen Kreisler fort; aber trotz dem empfand ich eine glühende Neigung zu einem himmlischen Wesen, das mir anfangs mehr körperliche Reize, als eine tiefere geistige Bildung zu haben schien.

Als ich hungrig und melancholisch, mit zusammengeschnurrtem Magen und ohne Geld eines Abends auf die Mäusejagd ausging, wo ich die Mäuse pfeifen hörte, aber noch keine erwischen konnte, als ich dabei Gott verfluchte, daß er mich geschaffen habe, um zu verhungern, begegne ich einer Katze, deren Gestalt mich völlig außer mir brachte. Sie schlich ganz leise an der Wand hin, und wich, als ich mich ihr näherte, auf die andere Seite aus. Ich flüstere ihr zwei-, dreimal leise eine Schmeichelei ins Ohr, — sie wird impertinent, sagt mir Grobheiten, sträubt die Schnurren, und sieht mich zornig an. Das schreckt mich nicht. Ich nähere mich zum viertenmal; sie sagt mir neue Grobheiten und Impertinenzen — das schreckt mich abermals nicht — denn Gereiztheit zeigt bei weiblichen Wesen nicht Gleichgültigkeit — wer überhaupt warm wird, der ist schon leidenschaftlich genug; ich riskire es zum fünftenmal, ihr ins Ohr zu sagen, daß sie das schönste aller miauenden Wesen sey, wodurch ich es wenigstens dahin brachte, ihr einige Straßen hindurch folgen zu dürfen, und ihr beizubringen, daß ich ein eben auch nicht so sehr zu verachtender Mann sey. Ich sprach jetzt, als sie auf mich einging, mit ihr vom Heirathen, wovon sie gar nichts wissen wollte, obgleich ich ihr es ansah, daß sie innerlich dazu ungeheure Lust hatte. Meine Geliebte war

ein üppiges Stück von einer Weibsperson. Sie hatte glühende Augen, herrliche Schnurren um den schmachtenden Mund, blendend weiße Zähne von seltener Spitzigkeit, um jede Maus im ersten Augenblick durch und durch zu beißen; kleine Füße, eine völlig griechische Nase, angenehme weiße Gesichtsfarbe und eine Physiognomie, in der sich Geist, Phantasie nebst Malice und Falschheit in so schöner Mischung aussprachen, daß dieses Gesicht für eins der interessantesten gelten konnte, das man nur sehen kann. Ihr Busen mit den zarten himmlischen weißen Haaren, der in Leidenschaft beständig auf- und niederwogte, glich dem Schaum des bewegten Meeres! Ihr Mund hatte einen Zug von tiefer Schwermuth, den die dahinter lauernde Bosheit nur noch pikanter machte. Genug, meine Geliebte war ein vollendetes Weib, und ein seltenes Weib; und da sie ganz hinreißend in kalten Januarnächten bei Mondschein heulen konnte — nicht etwa wie Aeolsharfen, die stets für mich etwas Widriges hatten — sondern wie — ach, es gibt gar kein Gleichniß — genug, da sie mich in körperlicher, intellektueller und musikalischer Hinsicht fast wahnsinnig machte, so ließ ich mich, nachdem ich 8 Kinder mit ihr gezeugt, mit ihr von einem katholischen Pater trauen, worauf jedoch leider die etwas schwierige Scheidung von ihr schon nach einem Jahre erfolgte.“

III.

„Ein Genie soll nicht heirathen!“ fuhr Murr fort, daher ich später mit dem Apostel Paulus dachte: „Es ist besser so zu bleiben!“ Da mich meine Frau oft kratzte, und mich meine Kinder schon nach einem halben Jahre kaum noch zu kennen schienen, so wurde ich Mi-

santhrop, vergaß meine Familie, und widmete mich der Kunst. Talent zur Musik war mir angeboren. Man kann sich freilich leicht selbst täuschen und überschätzen, und Ausdauer in der Kunst hat so gut wie das Genie auch der Stümper. Indeß meine Gefühle waren doch zu excentrisch, als daß ich mich für einen gewöhnlichen Kerl hätte ansehen sollen.

Der Gesang zog mich vor Allem an. Ich schlich mich an der Wand ohne Billet einigemal in die Oper; aber weder das Orchester, noch die Sänger und Sängerinnen wollten mir behagen, weil sie alle zu sehr an den Regeln klebten, und sich nicht zum freien Ausdruck der Natur erheben konnten, deren Arkanum ich in dem Geschrei kleiner Kinder entdeckte, welches ich Jahrelang studierte, und gewiß bis zur größten Illusion nachahme. Und Illusion ist doch eigentlich das Wesen der Kunst.

Vor einigen Jahren wohnte ich auch einmal einem großen Musikfeste bei. Weil es in einem 4 Meilen weit entfernten Orte gehalten wurde, und ich zwar rasche und große Sprünge machte, aber nicht weit laufen kann, so schlich ich mich in einen Wagen, in welchem kein Hund mitreiste. Aber weder Händels Messias, noch Beethovens C-moll Symphonie, noch die vielen Ouvertüren und Concerte, die dort vorkamen, haben mir im Geringsten gefallen, und es freute mich, als ein großer Ulmer Hund, der sich unter den Zuhörern befand, während eines Adagio's von Romberg auf dem Violoncell in ein recht lautes klägliches Geheul ausbrach. Auch dauerte es zu lange; mein Magen knurrte; ich sah mich in allen Winkeln der Kirche nach Mäusen um, und hätte gern der Rarität halber eine pauvre Kirchenmaus gespeist. Aber es schien mir in protestan-

tischen Kirchen wenig Mäuse zu geben. Doch still von diesem Musikfeste! Lieber Kreisler, ich habe Ihnen noch ein paar Worte über die Hunde zu sagen.

IV.

„Nachbarnationen sind gewöhnlich Feinde. Wir Katzen sind dazu verdammt, mit den Hunden in demselben Hause zu wohnen. Wir würden die Hunde weder beneiden, noch gegen sie in irgend einer Hinsicht intriguiren, wenn sie nicht selbst immer der angreifende Theil wären, und unsere geniale und angeborene Falschheit und Bosheit auf den höchsten Grad steigerten. Ich für meine Person bin immer ruhig und still meines Weges geschlichen, so leise auf den Zehen, als es mir nur möglich war, um Niemand zu stören, und habe meist nur in kalten Winternächten es gewagt, Uebungen im Gesang anzustellen; aber die Hunde waren mir sogleich immer auf der Ferse, ja es gab sogar Menschen, die Töpfe und Stücke Holz aus den Fenstern auf die Straße nach mir herabwarfen, um mein Genie in der auf's Höchste potenzirten Thätigkeit zu unterdrücken. Es ist für uns besonders schlimm, daß die Hunde die ganze Kritik in den Händen haben, und stets darauf bedacht sind, uns in Stücken zu zerreißen. Ich weiß nur Ein Beispiel von einem etwas phlegmatischen Hunde, der einst mit mir aus einer und derselben Schüssel fraß. Wir dienten beide bei einem Minister, gewannen feinere Kultur, und mußten uns daran gewöhnen, unsere Leidenschaften im Zügel zu halten. Nur manchmal, wenn mich die Kinder des Herrn streichelten, oder wenn sich's um einen recht harten Knochen oder gar um einen Bissen Fleisch handelt, wurde es uns Beiden recht schwer,

unsere gegenseitige Wuth zu unterdrücken — aber er war immer der zuerst handelnde Feind, und ich habe schon aus angeborner Aversion nie etwas gegen ihn unternommen, als im Falle der nothwendigen Selbstvertheidigung und dann auch nur, um mich gegen ihn in Respekt zu setzen, worauf ich doch nach und nach das erlangte, daß er äußerlich freundlich und auf Hofton mit mir stand. Auf die äußern Mienen kann man freilich nie bauen; denn der Schein trügt noch bis auf den heutigen Tag. Und die meisten lebenden Geschöpfe sind — ich nehme natürlich Manche, aber nur Wenige — aus —, Herr Kapellmeister — ich sage also — oder will sagen, die meisten lebenden Geschöpfe sind so ungeheuer dumm, daß man Mauern mit ihnen einrennen könnte; nein, das nicht, denn der Ausdruck ist gar zu schwach — nein! daß — daß — daß — daß — aber ich sehe, es gibt gar keinen Ausdruck, und lasse daher den Perioden unvollendet. — Ach, mir lastet noch so viel auf dem Herzen! Schlafen Sie doch, Herr Kapellmeister, wenn ich Sie höflichst bitten darf, nicht bei meinen Worten ein! Die Hunde mißfallen mir hauptsächlich deßwegen, weil sie so von tiefstem Grund aus antimusikalischer Natur sind. Man rühmt ihre Treue und Solidität, mit welcher sie sich bei den Menschen einschmeicheln; aber sie sind doch im Grunde die gräßlichsten Philister, die sich in alle Ketten und Regeln schmiegen, und die nie, wie unser einer, um eines Spatzes willen ein Kirchdach besteigen; sie fürchten sich vor dem Herunterfallen, von welchem wir mit dem Gedanken herunter springen: „Unkraut verdirbt nicht," weil wir wirklich davon nur selten sterben. Der Charakter der Hunde ist sehr einseitig; der Hund liebt bloß den Men-

schen, der ihn füttert, und stellt sich, wenn der Mensch ißt, dicht an ihn heran, freundliche Gesichter schneidend, Gemüthlichkeit affektirend und fortwährend mit dem Schwanze wedelnd. Ist darin eine höhere Gesinnung zu erkennen? Unter der Maske der herzlichsten Ergebenheit steckt nichts als der gemeinste Eigennutz — ja, um es gerad herauszusagen, die allerrohste Freßbegierde! Die Hunde haben es leider besser, als wir, weil den Menschen unsere geniale Malice irr macht, hinter welcher ein tieffühlendes Herz schlägt, ein für den Gipfel der Häuser begeistertes Herz, ein Herz, das zehn Sprachen nicht aussprechen!

Sie werden immer schläfriger, Herr Kapellmeister, und ich möchte Sie doch so gern unterhalten.

„Ich bin heute sehr müde!" sagte Kreisler; „verzeihen Sie, lieber Herr von Murr, das viele Sprechen oder Sprechen hören greift meine Ohren an — indeß fahren Sie nur fort! — denn ich höre Alles!"

„Die Bullenbeißer haben keine Ahnung von Musik," fuhr Murr, der heute einmal im Zuge war, fort; „was ist's mit den Pudeln? Es sind dreckigte Lausekerle! Die Spitze mit ihren prägnanten weißen Nasen sind die ächte Nasenweiße; die großen Neu-Foundländer sind trotz ihrer erschreckenden Größe noch die erträglichsten, weil sie etwas Gemüth haben — die Möpse sind so sauer, daß ich sie nicht ersehen kann; sie sind so contemplativer und philosophischer Natur, daß es jeden Künstler bei ihrem Anblick kalt überläuft; die Schooßhunde sind Höflinge, die im höchsten Grade unsern Neid erwecken. Die Pinscher und das andere ordinäre Geschmeiß, das am ärgsten kläfft, wenn sich ein großer Mann unter uns aufthut, verachte ich, und halte

sie für keines Wortes würdig. Ach, wie viel hätte ich noch über die Generation der Hunde zu sagen! Aber es würde doch Alles nur in den Wind gesprochen seyn! Man wird in der Welt nicht verstanden! Das ist die allgemeine Klage aller Genies."

Kreisler nickte, ob beifällig, oder im Schlafe, ist unentschieden, wachte aber auf aus gewissen Träumen, und fragte den Kater Murr, der noch nach Baldrian Appetit zeigte: „ob er wohl in seine Dienste treten wolle?"

Lord Murr, der Shakspeare der Katerwelt, versetzte, oder fragte vielmehr: „Was habe ich bei Ihnen zu thun?"

„Nichts, als Mäuse zu fangen, deren es sehr viele in meinem Hause gibt!" sagte der nach Stock und Hut greifende und den Wirth nicht bezahlende Kapellmeister.

„Topp!" rief der Kater aus, denn die Aussicht auf die vielen Mäuse lockte; „es gilt!" und folgte Kreisler, bei dem er sich so lange wohl befand, bis der Kapellmeister den berühmten redenden Hund Berganza zu sich nahm. Weiteres erfolgt vielleicht, wenn die heutige Menschenwelt für Hunde und Katzen noch einen Funken Sinn hat.

Ueber Gesangschule.

Schule, sagt man, sey die erwärmende Kunstsonne, und wohin ihre Strahlen fallen, beginne das Leben nach den Gesetzen des Schönen. Aber doch nur für den, dem die Natur Schönheitsgefühl ins Herz gelegt hat? und dann ist die sublimste Schule doch nur Resultat dieses Schönheitsgefühls, und repräsentirt sofort ihre Kraft wieder durch die festgestellten Regeln und Formen desselben.

Und was ist die Schule für den, der da glaubt: sie — hier die musikalische — sei eine Art von Taxe, vermöge welcher man sich vier bis sechs Jahre lang mit dem Studium theoretischer Regeln und praktischer Figuren unaufhörlich abmühen müsse, und ein echter Sänger dürfe sich dieser Fessel nicht eher entledigen, bis er die Pallisaden der Skalen glücklich durchbrochen und die dahinter lauernden Feinde: Triller, Rouladen u. s. w. endlich besiegt, — und oft mit dem Verluste des Organmetalles besiegt — wenn er glaubt, das forciren zu müssen, wozu ihm Anlagen fehlen, oder wenn er ohne Weiteres den Lorbeer usurpirt, da

er sich doch kaum (man blicke vergleichend um sich) die Mittel angeeignet, die nur unter gewissen Bedingungen zum Zwecke führen.

Wer freilich in diesen Beziehungen das Wort Schule nimmt, für den ist Madame Fischer-Achten keine schulgerechte Sängerin.

Erlaubt aber die strenge Kritik, daß Natur gütig vorgebaut und durch Talente und mechanische Mittel solche Abmühungen überflüssig gemacht habe, daß es zuweilen nur leichter Hebel bedürfe, um schwere Massen in Bewegung zu setzen — wenn dazu noch reines Gefühl des Schönen (Geschmack) diese angebornen Kräfte adelt, und sich, unbekümmert um Vorhergegangenes oder Bestehendes, durch die eigene Intensität zum Musterbilde erhebt; wenn sie ferner der poetischen Auffassung, mit solchen Talenten im Bunde, den Sieg über steife Maschinerie einräumt, — dann wird sie unsere Künstlerin zu einer der ersten Heroinen des Gesanges erheben.

Allerdings muß Madame Fischer-Achten unter vernünftiger Elementarleitung ihre Naturanlagen entwickelt haben. Aber die eigentliche Schule erhielt sie schon in der Wiege, als Pathengeschenk, indem Euterpe selbst ihr Herz, Stirn und Lippe küßte. Indeß alle Meister der Welt hätten sie das nicht lehren können, wodurch sie eigentlich ihr Publikum hinreißt. Mad. Fischer-Achten war schon als Schülerin die Meisterin ihrer Lehrer, und was sie ist, ist sie durch sich selbst geworden.

Ich kenne Pedanten, welche ihr Urtheil a priori nur nach irgend einer Lieblingsmethode einrichten, welche der arme Sänger mit großen Löffeln verschluckt haben

muß; oder nach der Himmelsgegend, woher er gezogen kam; oder ob der Name seines Führers auch mit einem i oder o endet! —

Das Alles aber sind dem Publikum unwesentliche Dinge, sobald es sich dem angenehmen Eindrucke überlassen kann, den ein tiefgefühlter, geistreicher Gesang auf dasselbe macht. Das große Publikum entscheidet am Ende doch am selbstständigsten, und ungeblendet durch Vorurtheil oder Ostentation. Es sitzt auf dem Orakelstuhle der Pythia. Sein Urtheil wird zu Gottesstimme, da es sich in seinem dunkeln, sympathetischen Drange des wahren Schönen wohlbewußt ist.

Und wäre uns Mad. Fischer-Achten plötzlich aus den Wolken gefallen — in einer Hinsicht ist sie's auch — wir hätten die Frage: „Woher? wodurch?“ vergessen, und des kritischen Seciermessers nicht bedurft, um unsers Genusses froh zu werden.

Mad. Fischer-Achten besitzt eine Stimme, die vom eingestrichenen C bis zum dreigestrichenen E hinauf, bei dem gleichmäßigsten Register und äußerst reiner Intonation, jede Nuance der Empfindung, ohne organische Fessel, zuläßt, und deren Klang am treffendsten mit einer italienischen Geige zu vergleichen seyn dürfte. Eine Stimme, die Biegsamkeit, Schmelz und Stärke genug in sich vereinigt, um in den verschiedenartigen Partieen einer Myrrha, Pamina, eines Sargineo selbst den eigensinnigsten Krittler zu befriedigen.

Mad. Fischer-Achten hat vollkommen inne, was man unter mimischem Gesang versteht; denn ihre Züge sind der Abglanz ihrer Tonberedsamkeit; und da ihr leicht ansprechendes Organ so zu sagen auf ihren Lippen sitzt, so wird sie nie Gefahr laufen, ihre Stimme, bei

gemäßigter Beschäftigung, vor der Zeit einzubüßen! Ansatz und Portamento sind für die deutsche Gesangsweise vorzüglich geeignet. Würde aber Mad. Fischer-Achten einen Werth hineinlegen, sich ausschließlich der italienischen zu widmen, so würde es sie unstreitig bei der ihr angebornen Fertigkeit, bei den schönsten Anlagen zum Trillerschlage, bei ihrem ausgebildeten Grupetto u. s. w. nur wenig Nachstudium kosten, sich die wahre italienische Manier, eine brillante Bravour, mit derselben eigenthümlichen Rapidität und Accentuirung anzueignen.

Die Deutlichkeit ihrer Aussprache gibt einen neuen Beweis, wie sehr dieselbe geeignet ist, dem Tone Charakter und rhetorische Bedeutung zu geben. Wo man lieber fühlt als berechnet, lieber genießt als zergliedert, ist es um die Definition eine undankbare Arbeit; sie bleibt immer ein todter Kupferstich nach der Natur.

Ich schließe nur noch mit der Bemerkung, daß Mad. Fischer-Achten eine von jenen sinnigen Künstlerinnen ist, die ein augenblickliches Imponiren verschmähen, aber sich desto sicherer die bleibende Gunst erwerben. Sie hascht nicht nach Effekt, aber erreicht, vom reinen Hauche ihrer Muse angeweht, fast willenlos in jeder Partie die erneuerte Liebe ihrer Mitkünstler des Publikums.

Vater Göthe sagt:

Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Faustina Hasse.

Portrait.

Der würdige Mann, der meine Kindheit zur Tonkunst leitete, meiner Jugend freundlich mittheilte, was in dieser Kunst mitgetheilt werden kann und ich aufzunehmen vermochte; der späterhin, noch als heiterer, lebensmuthiger Greis, mein Freund war — Johann Friedrich Doles hatte in seiner frühesten Zeit als Sänger an den glänzenden Festen Theil genommen, die der Musik vom letzten der sächsischen Könige von Polen in Dresden gefeiert wurden. Die Fürstin dieser Feste, und besonders der weltberühmten, damals wahrhaft großen Oper — Faustina Hasse, hatte den erwachenden Jüngling zuerst zu dem Bewußtseyn gebracht, er besitze Gefühl für weibliche Vorzüge. Er blickte zu ihr hinauf, wie zur Sonne, die, kalt und dunkel in ihrem Innern, von glänzender Außenseite allesdurchdringende Strahlen sendet, und, ohne es zu wissen, erleuchtet und durchglüht — wie alles, so auch ihn, weil er nun einmal im All mit da ist. Er durfte sie betrachten, sie hören, sie be-

wundern; er durfte sich ihr näher — wenigstens träumen, dadurch, daß er sein Leben derselben Göttin weihete, welche Faustinen unter ihre Priesterinnen aufgenommen hatte. Späterhin, als Mann, hatte er Gelegenheit und Fassung, sie ruhig zu beobachten; da verblich freilich die Glorie um ihr Haupt, aber sie verwandelte sich in einen sehr schönen Schleier, so daß er auch als Greis nie ohne Begeisterung und Jugendfeuer von der seltenen Frau sprach. Mehr um ihn, als nm mich zu befriedigen, ließ ich mir dann oft von dieser Juno-Faustina erzählen, und es liegt nicht an ihm, wenn nicht ihr wohlgetroffenes Bild in vollem Leben vor meiner Seele schwebt.

Als ich vor Jahren zum erstenmal in das Pastellzimmer der Dresdner Galerie trat, wo die interessantesten Weiber vom Hofe der Auguste, meistens durch die Kunst der Rosalva, möglichst im Frühling blühen, erinnerte ich mich jener bedeutenden Frau, und dessen, was ich von ihr wußte —

Ist die Hasse unter diesen Weibern? fragte ich meinen Gefährten, den alten, schweizerischkernhaften Riedel.

Ja freilich! —

Zeigen Sie mir sie nicht: ich will versuchen, sie aufzufinden.

Ich suchte: endlich fielen meine Augen auf ein Portrait, das mich festhielt und an die Worte des Prinzen Lessings vom Bilde der Orsina erinnerte: O ich kenne sie, diese stolze, höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — und wie es dort weiter heißt.

Das ist die Hasse, sagte ich; oder ich bin schlecht unterrichtet.

Sie haben Recht, es ist die Hasse, antwortete Riedel. —

Die Wiederholung dessen, was ich von ihr wußte, machte mir nun Vergnügen: vielleicht vermag ich's, wenigstens einen Theil desselben dem Leser zuzuwenden, zumal da ich ihm Einiges erzählen kann, was öffentlich niemals bekannt geworden ist. Hierunter möchte vielleicht schon folgender, in diese Vorrede gehörende Zug seyn.

Die talentvolle Rosalva hatte die meisten Schönheiten jenes Hofs schon gemahlt; man wünschte, daß auch Faustina ihr sitzen möchte; diese verschmähete es immer: — Ich will von keinem Weibe gemahlt seyn! sagte sie. Die Maler an Augusts Hofe waren ihr aber auch nicht recht. Endlich, aber nicht mehr in jungen Jahren, gab sie der Künstlerin nach. Fast alle Weiber hatten sich irgend einen poetischen Charakter geben lassen: die eine ließ sich als Flora, die andere als Muse u. dergl. aufführen — Als was wünschen Sie dargestellt zu seyn? fragte die Rosalva. Als was? — erwiederte jene: als Faustina Hasse! — Und so ward sie nur ein Kopf.

Faustina war zu Venedig im Jahre 1700 geboren. In ihrer nicht gemeinen und wohlhabenden Familie erhielt sie von früher Kindheit an eine möglichst gute, wenigstens die feinste Erziehung. Schon in dem Kinde keimte ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunst empor, und gar bald erweckte dies Talent überall Aufmerksamkeit, selbst in jenem Vaterlande musikalischer Talente. Die Eltern ließen sie nun für eine Laufbahn bilden, auf welcher damals mehr als je Bedeutsamkeit,

Ruhm und Gewinn zu finden war: man erzog sie für den dramatischen Gesang. Faustina bekam die vortrefflichsten Lehrer. Unter der gründlichen und strengen Leitung derselben bereitete sie sich, mit größtem Eifer und doch ohne Hastigkeit, auf jene Laufbahn vor; unter der schmeichelnden Leitung ihrer geheimen Neigungen aber auch auf ein lyrisches Leben in anderem Sinne. Das erste Theater ihrer Vaterstadt drang mit den anständigsten Erbietungen in sie und in die Eltern, daß sie schon jetzt in einigen bedeutenden Kinderrollen auftreten möchte: Faustina war durchaus nicht dahin zu bringen; sie wollte gefaßt die Zeit abwarten, wo die Knospe eigene Kraft gesammelt haben würde, die verdeckende Hülle zu durchbrechen und in blendendem Purpur sich der Sonne zuzuwenden.

Nicht eher als in ihrem sechzehnten Jahre trat Faustina zum erstenmal öffentlich auf — aber da auch gleich als Heldin in einer heroischen Oper. Vielleicht hat Venedig nie ein glänzenderes Debüt gesehen; ihre jugendliche Schönheit eroberte die Herzen; ihr vortrefflicher Gesang, unterstützt durch edles Spiel, sicherte ihr die Eroberung. Man übersah um ihretwillen, was man bis dahin verherrlicht hatte — wenigstens that es die Jugend Venedigs; bei ihr hatte Faustina keine Nebenbuhlerin. Nur Ein Kennerohr war mit ihr unzufrieden, und setzte sie, wo nicht in Absicht auf Stimme, doch in Absicht auf Kunst und Erfahrenheit, der bisherigen ersten Sängerin nach; und dies Kennerohr war — ihr eigenes. Du kannst dich mit ihr nicht messen, sagte sie zu sich selbst; du mußt sie verdunkeln!

Sie trat geraume Zeit nicht wieder auf; wählte in der Stille die damals neue, freiere Singweise des Ver-

nucchi, wendete den unermüdlichsten Fleiß auf sie, und auf das von der Rivalin meist vernachlässigte Recitativ; zeigte sich nun erst dem Publicum wieder, und als eine ganz neue Gestalt; — da errang sie denn den Sieg, mit welchem sie selbst zufrieden war. Diese von ihr gewählte Gesangsart wurde nun die herrschende, bald darauf die einzige.

Häusliche Verhältnisse, ihre von Kindheit an gehegte Sehnsucht, die Welt zu sehen, und die erwachende Ahnung, sie gehöre an einen Hof, machten, daß sie bald von Venedig weg, in das damals glänzende Florenz ging. Ihr Auftreten war Fortsetzung ihres Triumphs in der Vaterstadt. Sonette regneten auf sie herab, Denkmünzen ließ man auf sie schlagen, die vornehmste florentinische Jugend lag zu ihren Füßen: sie nahm das Alles auf mit Wohlgefallen, doch als Gebühr, als verstehe sich's von selbst; hielt ihre Anbeter, und die vornehmsten besonders, in wohlabgemessener Entfernung, und beglückte sie nur durch ihre Kunst und ihre bezaubernden geselligen Tugenden.

Ich weiß nicht, was ihr auch diesen reizenden Aufenthalt nach einigen Jahren verleidete. Vielleicht war es nur das: sie glaubte nun Italien zu kennen und von Italien gekannt zu seyn: der Huldigungen daselbst war sie gewohnt: sie wünschte ihren Ruhm auch unter andere Nationen verbreitet und sich von ihnen verherrlicht zu sehn. Nicht unerwünscht kam ihr daher ein Ruf nach Wien, und die fünfzehntausend Gulden jährlichen Gehalts mochten ihr auch nicht unerwünscht kommen. Doch begnügte sie sich mit diesen nur unter manchem Vorbehalt, wodurch sie sich dem Publikum selten machen konnte. Sie war vier und zwanzig Jahr alt, als sie nach Wien

kam; man pries ihre Kunst, man huldigte ihrer Schönheit: Faustina gefiel Allen, aber nicht sich selbst; es gab Gegenparteien, und selbst der Enthusiasmus ihrer Freunde war deutscher Enthusiasmus: er brannte, gleich einer entzündeten Eiche, in ruhigem, anhaltendem Feuer, nicht wie in Italien, gleich dem Vesuv dieses Landes, in wilden Ausbrüchen. Faustina mochte sich daran nicht gewöhnen, wurde verstimmt und ging nach zwei Jahren nach London, im Vertrauen auf die viel gerühmte kühne Kräftigkeit der Insulaner.

In London gab es eben gewaltig viel Lärmen und gewaltig viel Guineen. Durch eine ungeheuere Subscription hatte man die große Nationaloper auf dem Haymarkte zu Stande gebracht. Der musikliebende König, als erster Subscribent, hatte ihr Ansehen, der große Händel, als Director, Werth verschafft. Der Zulauf und der Jubel, ein neues glänzendes Nationalinstitut begründet zu haben, war so groß, daß es fast gewöhnlich wurde, Ohnmächtige oder Verwundete aus den Vorstellungen zu tragen.

Die gleichfalls treffliche italienische Oper, deren Director Buononcini war, war gezwungen, alle Kräfte aufzubieten, um der englischen die Waage zu halten. Buononcini entzückte durch Innigkeit und süße Melodieen den feinern, Händel entzündete durch Kraft und gewaltige Harmonieen den lebhaftern Theil des Publikums: Händel siegte. Buononcini nahm den ersten Castraten der Welt, den nachmaligen Herzog Farinelli, unter seine Gesellschaft; Händel setzte diesem den vortrefflichen Senesino und die reizende Cuzzoni, schlechthin der Engel genannt, entgegen: Händel siegte. Buononcini trieb zwei Italienerinnen auf, die an Vorzügen der Cuzzoni

wenig nachgaben; Händel ließ Faustinen auftreten: Händel siegte.

Wodurch nun aber zwei Weiber, wie Faustina und die Cuzzoni, friedlich neben einander halten? und wie ihre Parteien im Publikum? Das überstieg menschliche Kraft und brachte selbst den eisernen Händel zur Verzweiflung. Mit seiner durchgreifenden Derbheit trieb er zwar jede dieser Damen einzeln in die Enge, brachte es aber endlich dahin, daß sie, die nie einig waren, es doch dann wurden, wann es gegen ihn ging. Die schöne Welt von London war in zwei Hälften glatt durchgeschnitten: in Cuzzoniten und Faustinianer. Die ersten begnügten sich nicht damit, ihrer Göttin den Vorzug einzuräumen: sie wollten die Göttin der zweiten vernichten. Diese thaten ein Gleiches. Die Gemeinen schlugen, nach englischer Weise, mit Fäusten drein; die Feinern forderten sich, vornehm, auf Degen und Pistolen. An die Spitze der Kämpfenden stellten sich endlich zwei Prinzen. Der junge Herzog von Bedford reisete dem Sohne des Herzogs von Orleans selbst über den Kanal nach und brachte triumphirend auf der Spitze seines Degens den Beweis zurück, sein Gegner sey ein Prinz von — Geblüt, und F a u s t i n a, der eigentliche, wahre Engel. Dieser Handel hatte zu viel Aufsehen gemacht: der Hof mußte sich drein legen, und die Nationaloper ging zu Grunde. Sie würde unter solchen Umständen auch zu Grunde gegangen seyn, wenn sich der Hof nicht drein gelegt hätte.

Faustina verließ London nach dem kurzen Aufenthalte von noch nicht vollen zwei Jahren und verließ es, ohngeachtet aller Fehden, ihr zu Ehren und aller Guineen, ihr zum Vortheil, mit lebhaftem Widerwillen ge-

gen England. Nicht Einer sagte sie noch spät in Dresden — nicht Einer von denen, die mir ihr Gold boten und sich um mich rauften, hat Sinn gehabt für irgend etwas, das ich mir selbst zum Verdienst anrechne. Man lärmte um meinetwillen, weil man eben nichts anderes hatte, und doch lärmen wollte.

Des unruhig wechselnden Lebens endlich überdrüssig; unvermögend, die Ueberzeugung länger abzuweisen, es gebe für das Weib nur Ein stetigdauerhaftes, zulängliches Glück — kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, und lebte da einige Zeit lang in anständiger Zurückgezogenheit. Sie trat nicht öffentlich auf, sondern gewährte nur engen, auserlesenen Cirkeln den Genuß ihrer Talente.

Sie hörte in diesen Cirkeln viel Angenehmes von einem jungen, schönen, edeln und talentvollen Sachsen, der, seine Kunstbildung zu vollenden, von Neapel zurückgekehrt sey, nun in Venedig, zwar arm, doch sehr anständig lebe, und seine Bekannten durch bezaubernden Gesang, durch geistreiches Klavierspiel und auch durch manche feurige und genialische Composition erfreue. Il Sassone! il caro Sassone! wiederholten besonders die Damen unaufhörlich. Man sagte Faustinen, auch sie müsse ihn nothwendig kennen lernen. Sie ließ sich's gefallen. Man lud eine Gesellschaft, und ihn unter dieser. Bescheiden, wie ein Deutscher, und im einfachsten Aufzuge, wie ein Mann, der innern Werth kennt und besitzt, erschien er; vom Schimmer der Gesellschaft geblendet, trat er still zurück, bis man ihn an's Klavier führte. Er setzte sich, seine Phantasie erhob ihn über die einengende, vornehme Umgebung; er schien ganz ein Anderer zu werden; er spielte und sang zum Entzücken. In sich und seine Kunst versunken, bemerkte er wenig,

was um ihn her vorging; am wenigsten, wie die glänzende Faustina festgebannt neben seinem Stuhle stand, und wie alle Gefühle, die er auf seinem Instrumente aussprach, von ihrem ausdrucksvollen Gesichte wiederstrahlten. Er beschloß — sie sagte kein Wort, aber sie fuhr mit dem Entschluß nach Hause: dieser Hasse wird dein Gemahl, oder Keiner! —

Und er wurd' es, und sein Glück — was nun die Welt so nennet — war auf immer gegründet. Man gab ihm eine Stelle als Kapellmeister; er konnte nun sorgenfreier arbeiten; die Liebe und sein königliches Weib begeisterten ihn: er lieferte Werke, die seinen Ruf in alle Welt verbreiten mußten.

König August von Polen und Churfürst von Sachsen, der so gern um sich versammelte, was Künstler war und als Künstler Aufsehen machte, berief ihn als Oberkapellmeister, und seine Gattin als erste Sängerin nach Dresden; beiden wurde ein großer Gehalt angeboten. Faustina, die den jungen Gemahl gern verherrlicht sehen wollte, die des zurückgezogenen Lebens denn doch überdrüssig zu werden anfing, und der vielleicht im geheim auch nach so Manchem gelüstete, was ihr an jenem Hofe der Freude und des feinern Genusses zu Theil werden könnte: Faustina ermunterte den Gatten, dem Rufe zu folgen; und er war ihr so gänzlich ergeben, daß all' sein Thun von ihren Wünschen abhing. So gingen sie 1731 nach Dresden. Ein ausgezeichneter Empfang und der ehrenvollste, immer zunehmende Beifall von Seiten des Hofs, wie des Publikums, überzeugten beide, hier sey ihr Platz und hier müsse ihre Heimath bleiben.

Allzuglänzendes Sonnenlicht verkündigt Ungewitter.

Es fand sich gar Manches für Faustinen, was im Contracte nicht stipulirt war. Der Kampf des bessern, aber früh schon gebrochenen Willens mit alle dem, was ihm der üppige Hof entgegensetzte, war zu ungleich — Man ließ den guten, lieben Hasse wieder nach Italien reisen und sieben Jahre daselbst verweilen — —

Sieben Jahre, eine Ewigkeit für das Glück und die Herrschaft einer fürstlichen Geliebten, waren vorbei, und nun änderte sich, was sich bei tausend schönen Weibern weit früher hätte ändern müssen. Faustina selbst zog sich aus gewissen Verhältnissen zurück, ehe sie ganz die Macht verlor, dieselben, hätte sie gewollt, noch länger zu erhalten. Sie klagte nie, auch mit keinem Blick; sie änderte nichts ab in dem, was Andern in die Augen fiel; sie blieb geachtet, gefürchtet sogar, auch wo man sie nicht mehr liebte: Alles schien, wie vorher, und nur ihre Neigung erkaltet. Jetzt gedachte sie endlich mit edlerer Theilnahme und bald sogar mit inniger Sehnsucht des lang entbehrten, nicht glücklichen Reisenden. Sie schrieb ihm, sie bat ihn herzlich, sie bat ihn schmeichelnd, zurückzukommen: er kam zurück. Sie wußte seinen Empfang auf das sorgsamste vorzubereiten; Alles zeigte ihm Achtung und geneigtes Entgegenkommen; er wurde in auszeichnende und erwünschte Thätigkeit gesetzt, wurde für seine Arbeiten mit Beifall, Gunst und Ruhm belohnt, und auch sein häusliches Leben hatte die äußern Merkmale schöner Familienverhältnisse.

Ob er glücklich war? — Antwortet Einem das Herz, antwortet ihm die Ehre nicht, hat er aber ein geübtes Auge: so verweise ich ihn an Hasse's, nach dem Zeugniß Aller aufs Vollkommenste getroffenes Bildniß

von dem trefflichen Mengs in der Dresdner Sammlung Miniaturgemälde. Er wird finden, daß Hasse in seinem ganzen Gesicht, besonders auch im Auge des schwärmerisch genießenden Musikers, und über ihm Züge hat, die deutlich aussagen: dieser Mann ist im geheim sehr unglücklich; Züge, die ganz etwas anders sind, als der Ausdruck jener nie ganz befriedigten Sehnsucht, jener nie ganz gestillten Trauer in dem Herzen des wahren Dichters oder Künstlers. — — Daß aber Hasse durch seine Gattin in der Weise und dem Grade glücklich war, als sie ihn nun machen konnte, das läßt sich leicht denken. Er schrieb die glänzendsten Rollen seiner Opern für sie und nahm innigen Antheil an der Bezauberung, in welcher sie das Publikum noch lange erhielt: sie war ihm erkenntlich. Sie hatte den äußern Anstand nie verletzt, behandelte nun das Ehrgefühl und die zartere Sinnesart des Gemahls mit größter Schonung und Delikatesse, verschaffte seinen Arbeiten durch Aufbietung alles ihres Kunstvermögens fortdauernden Glanz: er war ihr erkenntlich. Blickte sie dann auch zuweilen umher mit einem

Ast ego, quae Divum incedo regina Jovisque
Et soror et conjux —

so war er der erste, der anerkannte, wie sich ihr Stolz auf wahres Verdienst gründe und ihr huldigte; schwärmte er zuweilen etwas hypochondrisch über das Vergangene und auch über manches Drückende seiner gegenwärtigen Verhältnisse: so zerstreuete sie durch seine Aufmerksamkeiten, durch überraschende Gefälligkeit, durch das Hinreißende ihrer Unterhaltungsgabe die Wolken, und brachte ihn wenigstens dahin, auch das Beglückende seiner Lage zu erkennen und zu genießen. Je weiter Beide in Jah-

ren und Erfahrungen fortrückten, jemehr sich Beider Phantasie kühlte, Beider Leidenschaftlichkeit milderte; je mehr die gegenseitige Achtung zurückkehrte und die Vergangenheit verdeckte, die freundliche Gewohnheit sie einander näher brachte, ihre Herzen, auch in den kleinern Wünschen, aufschloß; desto mehr, desto werther, desto unentbehrlicher wurden sie einander, bis endlich in späterem Alter und anständiger Ruhe der Freund die Freundin, die Freundin den Freund wirklich sehr glücklich machte.

Diese Ruhe wurde ihnen und dem gedrückten Sachsenlande zugleich zu Theil, als der siebenjährige Krieg sein Ende erreichte. Die nur allzunöthige Einschränkung des Hofes setzte sie, wie die meisten bisherigen Günstlinge, außer Thätigkeit. Sie genossen aber eines beträchtlichen Gehalts, gingen eine Zeit lang nach Wien und beschlossen ihre Tage in Faustinens Vaterstadt. —

Der Charakter dieser bedeutenden und in gar manche wichtige Dinge tiefer, als die Staatsgeschichte bemerken wird, eingreifenden Frau geht, wie mich dünkt, schon aus dieser kurzen Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens hervor. Stolz, begründet auf große Naturgaben und auf errungene, wahre Vorzüge; lebhafte Sinnlichkeit, im Zaume gehalten von unwandelbarem Sinn für Anstand, äußere Ehre und Würde; Eifersucht, erzeugt durch Gefühl von Ueberlegenheit und Kraft des Geistes, und keine Beschränkung duldend, außer der freiwilligen; drückende Herrschbegier gegen die, welche ihr von irgend einer Seite gefährlich werden wollten, ohne ihr wirklich überlegen zu seyn; Treue, bis zur Aufopferung alles eigenen Vortheils, gegen die, welche sich ihre Achtung und vertrautere Freundschaft zu erwer-

ben wußten — ja zuweilen selbst kecke Verwegenheit, die die ganze Gegenwart aufs Spiel setzt, zu ihren Gunsten; großer und umfassender Verstand, in seltenem Gegengewichte mit Energie des Temperaments und Gluth der Einbildungskraft; periodische Geneigtheit zu Verirrungen, mehr aus Neugier, Laune und Lüsternheit, als aus Trieb, aber selbst bei diesen ein wahrhaft vornehmer, ein adeliger Geist: — dieß charakterisirte sie, als Weib.

Einige dieser Züge, die aus jenem allgemeinern Berichte nicht unmittelbar hervorgehen, mögen durch folgende Anekdoten deutlich und erwiesen werden.

Bald nach Faustinens Zurückkunft aus London in ihre Vaterstadt wendete sich ein junger Virtuos an sie, der hernach sehr berühmt ward, damals aber durch Unglücksfälle in die hülfloseste Armuth versetzt war. Sie wurde durch sein Schicksal und noch mehr durch seine Verzweiflung gerührt. Ich helfe Ihnen! entschied sie kurz und bestimmt. Der Unglückliche war so oft getäuscht worden und wagte nicht, ihrem Worte ganz zu glauben. Zutrauen oder Entfernung — verlangte Faustina beleidigt. Ich empfehle Sie den hiesigen ersten Häusern. Sie dürfen nicht Unterstützung nehmen: das erniedrigte Sie auf immer; aber man soll Sie hören und belohnen! — Sie schrieb kurze Empfehlungen, gab sie ihm und verlangte, er solle ihr sogleich den Erfolg melden. Faustinen hatte ihr Stolz betrogen: jene Vornehmen nahmen ihre Empfehlungen als Zudringlichkeiten auf; sie waren ohnehin mit der Künstlerin, die ihren Launen nicht diente, nicht zufrieden: kein Einziger hatte Lust, ihre Wünsche für den Unglücklichen zu erfüllen. Er kam und brachte diesen Bescheid. Faustina

war bei der Toilette und schmückte sich eben zu einem Feste. Sie hörte ernsthaft zu, schwieg einige Secunden, band ruhig die kostbaren diamantnen Armbänder los und reichte sie dem Erschrockenen: Nehmen Sie! ich habe versprochen, Ihnen zu helfen! Nehmen Sie: es ist keine Unterstützung, es ist das gutgemeinte Geschenk einer Freundin und Kunstverwandten! — —

König August unterhielt sich einst — nach jenen sieben Jahren — während der Oper, in welcher Faustina sang, mit einer interessanten polnischen Fürstin sehr angelegentlich. Faustinens Feuerblick von der Bühne herüber bemerkte es: sie ward als Künstlerin und als Weib tief verwundet. Sie zähmte den Schmerz, sang und spielte in ruhiger Würde vollkommen, wie zuvor, bis sie, als Heldin des Stücks, im Recitativ die Worte zu sprechen bekam: „Schweigt, ich befehl' es" — und Faustina sprach sie, ohne nur einen halben Blick von den Mitspielenden zu verwenden, mit solcher Hoheit, daß jenes Gespräch augenblicklich stockte und während der ganzen Oper nicht wieder in Gang kommen konnte.

Die allmächtige Hofpartei, welche den weichlich gütigen und sorglos zutraulichen August in der unseligen Täuschung zu erhalten wußte, in seinem Lande sey man so froh und behaglich, wie an seinem Hofe, war durch ein kühnes Wagstück eines edlen Engländers so unerwartet, wie durch einen Donner vom heitersten Himmel, aufgeschreckt; der König bebte vor Unruhe — etwa zwei Stunden. So geheim der Streich vorbereitet, so tödlich er geführt, so gut Alles vor den Lauschern verdeckt worden war: so schnell pflanzte sich nun der lähmende, elektrische Schlag durch Alle fort, die nah oder fern an jener Kette hielten. Auch Faustina erfuhr augenblick-

lich, was vorgehe, und besprach sich eben mit ihrem Gatten darüber, als ihr ein Billet vom Alles regierenden Minister Brühl zukam: sie möchte alle ihre Zaubereien in der heutigen Oper aufbieten. Adolph, rief sie ihrem Mann in Begeisterung zu: Adolph, ich singe heute gar nicht! Hasse trat erschrocken zurück. Unsre Herrlichkeit hier kann darüber zu Grunde gehen, fuhr sie fort; aber wir werden beitragen, tausend Klagende zu trösten. Dann nimmt die ganze Welt uns auf! — Alles Zureden des ängstlichen Mannes war vergebens; sie blieb bei ihrem Vorsatze, bis sie nach einigen Stunden erfuhr, der Ausländer sey für einen Getäuschten erklärt, die von ihm unmittelbar der Person des Königs überreichten Papiere seyen vernichtet, er selbst habe sogleich die Stadt verlassen, und Alles sey wieder im alten Geleise. Da sang sie denn, und Alles blieb auch im alten Geleise.

Als Sängerin war sie nicht ganz Das, was man heutiges Tages groß nennt, weil man durch lange Gewöhnung an Virtuosenschimmer fast den Begriff von Größe in jener Kunst verloren hat; aber sie war, was man zu jeder, auch zu unsrer Zeit vortrefflich nennen und als groß und überwältigend empfinden müßte. Was sie leistete, leistete sie ganz vollkommen; sie besaß Verstand und Mäßigung genug, nichts zu versuchen, nichts zu wagen, was ihr nicht unübertrefflich gelang. Ihre Stimme war mehr voll, als stark, mehr nachdrücklich, als hell — der eindringendste, hinreißendste Mezzo-Sopran. Der Umfang derselben überstieg nicht die zwei Octaven vom ungestrichnen bis zweigestrichnen B; letzteres, so wie noch etwa einen Ton der Höhe, gab sie schon ungern an, weil sie sich durchaus nichts abzwang.

Sie verachtete alle Künsteleien, die der Seele nichts sagen und nichts bewirken, als einen augenblicklichen Reiz des äußern Sinnes, oder das gemeine Vergnügen, das man fühlt, wenn ein kecker Seiltänzer nach gefährlichstem Luftsprung den Hals nicht gebrochen hat. Aber jene Töne standen ihr auch zu Gebote, wie sie nur irgend dem geschicktesten Instrumentisten zu Gebote stehen. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Reinheit, vollkommener Wohllaut, mochten sie aufs Leiseste oder Stärkste angegeben werden, mochten sie ausklingen in so langgehaltenen Noten, daß sie eine schwächere Brust gesprengt haben würden, oder zu den raschesten, wie zu den zartesten Wendungen verbraucht werden, je nachdem es der Schreibart und dem Charakter des Ganzen, oder der Kunst und Laune des Componisten, oder auch der Stimmung des Augenblicks am angemessensten war; aufstrebende oder herab sich senkende Uebergänge durch Theile eines halben Tons, für die die Kunstsprache noch keine Benennungen hat, eben so, wie die entlegensten, überraschendsten Sprünge: — alles dies hatte sie sich durch unabläßigen Fleiß, von Kindheit angefangen und täglich fortgesetzt, in größter Vollkommenheit zu eigen gemacht; alles dies schien in seiner Vollendung ihr nun ein leichtes Spiel, und ließ in dem Zuhörer keine Ahnung von der ungeheuern Schwierigkeit aufkommen, die ihn in dem schönen Genusse gestört hätte. — Ihr Allegro war feurig und glänzend, ihr Andante hinreißend: Adagio, wie man es damals schrieb, sang sie ungern, nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Stolz, nicht weichlich zu erscheinen. Ihr Gedächtniß war das zuverläßigste, und ihre gründlichen Kenntnisse setzten sie in den Stand, durch stets neue und stets passende Veränderun-

gen selbst stets neu zu bleiben. Dabei sprach sie die Worte, nicht nur im Recitativ, sondern auch in der Arie, so deutlich aus, daß sie in den entferntesten Plätzen der größten Theater von Europa, wo sie auftrat, aufs Vollkommenste verstanden werden konnte.

Aber alle diese Vorzüge wurden noch weit mehr dadurch gehoben, daß sie zugleich eine vortreffliche Schauspielerin war. Heldinnen nicht nur, wo sie sich mehr ihrer Individualität überlassen durfte, sondern auch edle Liebhaberinnen stellte sie meisterhaft dar, und begeisterte ihren Freund, Metastasio, zu diesen Charakteren noch öfter, als er sie. Dagegen schmälte sie diesen aus, daß er seine in Zärtlichkeit zerfließenden oder geziert naiven Weiber nicht eben so herzlich verachte, wie sie selbst es that. Im Ganzen war ihre Darstellungsweise — um es kurz zu sagen — die französische, aber aus den besten Zeiten der großen Tragödie, worüber uns die Faustinen in vielem Betracht ähnliche Clairon gar manches Interessante zu sagen gewußt hat; sie spielte aber mit weit mehr Gemüth und weniger Geschraubtheit, als die Französinnen. Ihr feiner Sinn für alles Schöne und auch für alles Schickliche, ihre gute Erziehung, ihr Umgang mit den gebildetsten und auch mit den vornehmsten Personen, ihre immer rege Beobachtung, der edle Anstand, die einnehmenden Sitten, die ihr zur Natur geworden waren: — dieses alles erleichterte ihr, in jenen schweren Fächern wahrhaft groß und nie monoton zu seyn.

Allerdings trug auch ihre von der Natur so sorgsam gebildete, hohe Gestalt viel dazu bei, jene Vorzüge überall geltend zu machen. Sie war von königlichem Wuchs; alle Theile nicht nur in schönem Eben-

maaß, sondern auch in seltener Uebereinstimmung zu einander. Ihre Gesichtsbildung war nicht ausgezeichnet schön, noch weniger fein: aber würdevolle, ja auffallende, und doch nicht zurückscheuchende Formen, und bestimmte, starke, doch jeden Ausdrucks fähige Züge, gaben auch dieser einen großen Styl; und die offenblickenden, leuchtenden, aber keineswegs verscheuchenden Augen, in deren schwarze Tiefe, wer es durfte, noch wunderbarer einzudringen glaubte, als sie in ihn — ergriffen jedes Herz und entzündeten eine edle Begeisterung — keine gemeine, sinnliche Lebendigkeit, bei allen, die nicht dieser allein fähig waren. —

Noch in den siebenziger Jahren, als sie sich längst in Stille und Häuslichkeit zurückgezogen hatte, war sie eine schöne Matrone. Im Umgang flößte sie damals Achtung, Ernst und Anstand ein, ohne daß sie darum aufgehört hätte, eine feine, muntere Gesellschafterin zu seyn, die auch in weißen Locken noch entzücken konnte, besonders wenn sie erzählte, schilderte, oder — spöttelte. Sie erwartete ihr langsam nahendes Ende mit Fassung und Ruhe. Sie starb mit fast eben so vielem Anstand, als sie so oft auf der Bühne gestorben war.

Vocal- und Instrumentalconcert,

gegeben von F. Ries,

als Beitrag für das zu Bonn zu errichtende Denkmal für Beethoven.

In Bezug eines Aufrufs an Musiker und Musikfreunde im „Phönix," trat dieses Concert am 2. Juni 1837 in reiches, vollthätiges Leben. Ferdinand Ries — wer nennt nicht mit Ehrfurcht den Namen dieses für die Tonkunst so verdienten Veteranen, und wo nennte man ihn nicht? — Ries versammelte auf diesen Aufruf hin Alles um sich, was rüstig war und willig zu einem ächten deutschen Wettkampfe für Euterpens Ehre. Er erhob das Panier hochflatternd in die Lüfte, kehrte siegreich heim und pflanzte den frischen Lorbeerzweig zu den Füßen der Pyramide, die das Andenken seines Freundes und Lehrers Beethoven der staunenden Nachwelt erhalten soll. Mehrere Notabilitäten dieser Stadt verbanden sich mit dem Künstler zu einem Comité, und gaben das beredte Beispiel, wie die Kunst (ihrer würdig betrieben) Beschützer findet.

Auch dem Herrn Kapellmeister Guhr sey Ehre, der sein wackeres Orchester dem verdienten Kunstverwandten anspruchslos nicht nur überließ, sondern selbst Hand

anlegte am Katheder wie am Solopult. Das Comité mußte dem Andrang der Kunstfreunde Einhalt thun, um die Räume des großen Weidenbuschsaales den Zuhörern nicht zu entziehen. Ob wohl dieser Abend nicht das Piedestal eines künftigen Frankfurter Musikfestes bildete? Sinnreiche Wahl des Veranstalters krönte das Unternehmen, indem er nur den Geist des Verewigten citirte.

Wenn Ries sich an den Flügel setzt, so kann sich Madame Kritik die Schminke ersparen, ohne schamroth zu werden; wie überhaupt da, wo die besten Kräfte so sorgfältig vorbereitet sich zu einem Ganzen vereinigen, dieselbe eine etwas überflüssige Rolle spielen würde Aber zur Würdigung des Totalen programmisire ich die Nummernfolge und erlaube mir dabei nur ein paar historische Andeutungen, die der Kundige überlesen mag:

Die B-dur-Symphonie, als vierte seiner Symphonieen im Druck erschienen, obgleich erst nach der C-moll- und der Pastoral-Symphonie geschrieben.

Das Duett für zwei Soprane mit obligater Begleitung von Violine und Violoncello (Mad. Schodel, Fräulein Kratky, die Herren Riefstahl und Rüpfel) ist aus Leonore, der ersten Bearbeitung des Fidelio. Leonore, ursprünglich in drei Akten, ist in Wien 1805 durchgefallen (wohl größtentheils der Verstimmung jener politischen Zeitverhältnisse zuzuschreiben, da die Franzosen kaum erst acht Tage in der Kaiserstadt eingerückt waren). Der Text nach dem Französischen ist, wenn ich nicht irre, von Treitschke. Nach der mehrere Jahre später erfolgten Abkürzung dieser Oper hat sich Fidelio erst zu dieser Celebrität aufgeschwungen.

Das berühmte C-moll-Concert für Clavier hat

Ries unter Beethovens Leitung als sein Schüler 1802 zum ersten Mal in Wien gespielt. Er und der Erzherzog Rudolph waren Beethoven's einzig von ihm anerkannte Schüler.

Das Terzett für Sopran, Tenor und Baß (Mad. Fischer-Achten, Hr. Schmezer und Hr. Fischer) ist „all' uso di concerti.“

Die Ouverture aus Leonore (eine kleine Symphonie rund für sich) ist schon die zweite Bearbeitung. Beethoven hat drei Ouverturen zu dieser Oper geschrieben. Die erste als Manuscript ist im Besitz eines Privatmannes, der seine Ursachen haben mag, damit zu geizen!

Scene und Arie für Sopran „Ah perfido!“ (Mad. Schodel) ist bekannt, namentlich in Frankfurt a. M. vom Museum her.

Das Violinconcert aus D (Hr. Guhr) hat der Autor seinem Freunde Hrn. von Brenning dedicirt.

Den Schluß unsers Concertes — und es war Zeit, daß es bei 25 Grad Hitze ein Viertel nach 10 Uhr endete — machten ein Recitativ und Duett aus Christus am Oelberg (Mad. Fischer-Achten und Hr. Schmezer), und ein Recitativ und zwei Chöre (C-moll und D-dur) aus demselben Oratorium (der hiesige Liederkranz).

Folgender Prolog wurde von dem Schauspieler Hrn. Becker nach der Symphonie gesprochen.

Triumph dem Leben! — Hoch auf goldnem Wagen
Ruft laut der Lenz: „Der Tod ist selbst erschlagen,
„Das Schöne bleibt, denn es ist gut und wahr!“ —
Zum Todesopfer für Entschlaf'ner Manen
Legt Lenz des Lebens heil'ge Siegesfahnen
Fromm auf der Menschheit Hochaltar.

Ein Herold zieht der Lenz von Land zu Lande,
Mit sonn'gem Kusse lös't er alle Bande;
Wer je geliebt, tritt dem Triumphzug bei,
Wem je gebangt vor einstigem Vergehen,
Herbei! aus Wahnesgräbern aufzustehen!
Wer je gefesselt war, — sey frei!

Zum Fest des Lebens ziehn auf allen Wegen
Menschen herbei; — rings schallt's von Hammerschlägen;
Das ist ein Volk, — das deutsche, — das hier baut,
Es füget Stein auf Stein, und Glied zum Gliede,
Und Klang zum Klang; — schon wächst die Pyramide,
Die einst der Enkel sinnend schaut.

Was ist der Zweck des tausendarm'gen Strebens?
Ein Königsgrab? — Nein, Tempel ist's — des Lebens;
Der sich nach einem deutschen König nennt.
Denn König ist, wer königlich gestrebet,
Und wer in eines Volkes Herzen lebet, —
Sein Nam' — sein größtes Monument.

Wer kennt ihn nicht? Wer hat in Weihestunden
Des Gottes Kuß nie auf der Stirn empfunden,
Wann alles Seyn einströmt in Harmonie?
Wem je des Lebens Weh die Brust durchwühlet,
Wer je der Menschheit ganzes Glück gefühlet,
Beethoven, der vergißt dich nie!

Wie Gottes Engel über's Schlachtfeld ziehen,
So wandeln treu erhab'ne Symphonieen,
Von deren Schwingen Lebensbalsam thaut;
Durch Schmerz die rohe Freude — zu verklären,

Durch Wehmuthseinklang wildem Weh zu wehren
Der Meister hat es ihm vertraut!

So lange, Deutschland, deine Eichen stehen,
Und deine Söhne treu als Brüder gehen,
Und deutsches Wort noch gilt und deutsche Hand,
Wird der genannt von aller Menschen Zungen,
Dem heil'ger Treu' Triumphgesang gelungen,
Dein Sohn, o deutsches Vaterland!

Und stehn wirst du und mögest niemals wanken,
Du Volk der weltversöhnenden Gedanken,
Du deutsches Volk, der Treue Heiligthum —
Ewig lebendig, Volk, durch deine Männer, —
Geweihte Namen ziehn als Sonnenrenner
Voran, o Deutschland, deinem Ruhm!

Beschlossen liegt das Göttliche im Schönen,
Geoffenbart ward es in deinen Söhnen,
Durch That und Wort, und durch Gestalt und Klang!
Es schallt, — so lang' ein deutsches Kind geboren
Wird, — was dein Sohn in Lied's Brennpunkt beschworen:
Fidelio's Treu', — Deutschlands Triumphgesang!

Nun, deutsches Volk, so schaffe, nimmer müde,
Mit Herz und Hand am Bau der Pyramide,
Daß bald den Gipfel küßt des Morgens Strahl. —
Einst uns're Enk'lin wird Urenkel haben
Und ihnen zeigen: „Seht! — Triumph dem Leben!
„Seht! — Beethoven's Gedächtnißmahl!"

Gusikow's Tod.

Von M. G. Saphir.

„Wer weiß, wie viel andere Saiten dieser Joseph Gusikow im Leben anschlug, ohne Anklang, ohne harmonische Erwiederung zu finden! Holz und Stroh allein verstanden ihn, im Holz und im Stroh allein wohnten weinende, klagende, jammervolle Töne, die ihn und seine Wehmuth und seinen Schmerz verstanden, und mit ihm weinten und mit ihm klagten!"

(M. G. Saphir, am 21. Juni 1835.)

Mit obigen Worten habe ich Gusikow eingeführt in die öffentliche Welt. Es sind über zwei Jahre. Er kam hieher nach Wien, vor ihm ging weder die Feuersäule eines großen Renommées, noch die Wolkensäule, die den goldenen Regen auf fruchtbare Ankündigungen sendet. Er kam aus der Wüste seines jungen Lebens, durch welche er mit der Bundeslade seiner Kunst einsam zog; ihm träufelte kein Manna aus den Lüften, und keine Wachtelwolke leerte seinen Segen über ihn aus. — Er gab ein Concert; aber Joseph Gusikow war unbekannt, er brachte keine Empfehlungen und keine lobenden Kritiken mit, und das Concert war leer, und kein Mensch sprach von Joseph Gusikow, von dem armen polnischen

Juden, der einige Zeit darauf in den Salons von Wien und Paris gefeiert wurde!

In einem kleinen Zimmer aber in der Wipplingerstraße waren versammelt einige Frauen und Herren, Schriftsteller und Künstler, und der Herr dieses kleinen Zimmers war ich, und ich sagte: „Meine Herren und Damen, ich werde Ihnen vorführen den armen Reb Joseph Gusikow aus Polen, der nicht spielt die schwindsüchtige Flöte, und nicht das plappernde Piano, und nicht die Charpie-rupfende Guitarre; sondern das „Holz- und Stroh-Instrument," die Kinor Ebol (Trauerharfe) aus Babylon, in welcher wohnen die Ahngeister seiner Vorfahren, aus welcher herausweinen die Seelen der zertrümmerten Psalter Davids; aus welcher die Töne irrend herausflattern, wie die aufgejagten Schwalben Sions, aus deren geöffneten Poren herausquillen die Regino's und Schigjones der entsaiteten Königsharfe, und deren ausgehauchter Klang nichts ist, als das Wanderlied Ahasvers, von Misrach bis Marob (von Osten bis Westen), der nirgends Echo, nirgends Anklang, nirgends Gegenklang findet."

Und Joseph Gusikow spielte seine heimische Weise auf der Polyglotte aus Holz und Stroh, und die Männer in meinem kleinen Zimmer standen sinnend und horchend, und die lieblichen Frauen und Mädchen vergossen Thränen über Klagen, die sie nicht verstanden, über singende, ausgetriebene Klagegeister, die sie hörten, deren Schmerz sie aber nicht begriffen; und als er aufhörte, da traten die Holden hin zu dem armen polnischen Juden, mit dem blassen Antlitz, und mit dem Schmerz, dem Malerzeichen der Kunst, um den gekrausten polnischen Bart, und sie sagten ihm viel Schö-

nes und Herzliches, ihm, dem bis jetzt kein Ton entgegenkam, als der aus seinem Holze!

Ich sprach darauf öffentlich ein paar Worte zu dem Wiener Publikum für den armen, polnischen Juden, der wohl wußte Stroh und Holz zu spielen, aber nicht Journale und Recensenten, anderes Holz und Stroh! Bald darauf erkannte das kunstsinnige Wien das eigenthümliche, wundersame Talent, und mit den Lorbeeren Wiens um die bleichen Schläfe, begann Gusikow seine Wanderung durch Europa, und überall fand er empfängliche Seelen für die Sprache seines Instrumentes; überall fühlende Herzen und offene Gemüther für seine wundersame Kunst. Daß der arme Kanaanite auch auf dieser Wüsten-Wanderung auf Midian und Moab aufstieß; daß ihm auch hier dann und wann ein Amalek die schöne Pilgerfahrt verbitterte, ist nicht zu verwundern. Ist doch jede Kunstfahrt eine Fahrt nach dem gelobten Lande, und an beiden Seiten der Straße lauern die Midjaniten und die philiströsen Gewürzkrämer, um zu spotten und zu höhnen!

Und die Rotten, die schon dem wandernden Propheten ihr „Aleh Koreach!" nachriefen, und ihn ausspotteten, sie fehlten auch nicht am Wege Gusikow's, des armen, polnischen Juden. Sie haben ihn parodirt, und versucht, sein Instrument nachzuäffen; sie haben ihm sein Instrument gestohlen; sie haben ihm seine Zunge gestohlen, seine Sprache, und haben ihn allein gelassen, ohne Sprache, ohne Dolmetsch, in einer Welt, die ihn nicht verstand, unter Menschen, zu denen er nicht reden konnte; ein plötzlich Stummgewordener in Mitten eines ihm lauschenden Cirkels!

Der Gott seiner Väter aber, der da eingesammelt

hat die Asche seiner Väter zu der Asche seiner Vorväter, der die Taube zurückführte in die Arche, als sie keinen Ruhepunkt fand, der den frommen Knaben im Gefängnisse hat gelehrt die Träume deuten und vor Pharao zu treten; er, der Allmächtige, rief ihn zu sich in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, und er legte aus seinen Händen das Holz- und Stroh-Instrument, und faltete sie, und er sprach zu den weinenden Brüdern, die um ihn standen und beteten: „Höre Israel!" und laut schluchzen: „Ihr werdet heimkehren zu meiner Frau und zu meinen Kindern ohne mich, ich aber kehre heim zum ewigen Vater, an dessen Thronstufen sitzt David, der königliche Harfenschläger, und ich werde mit ihm singen seine unsterblichen Lieder!" Und ein Kuß des Friedens nahm seine Seele von seinen bleichen Lippen, und trug sie hinüber in das Stiftszelt des Herrn des Himmels und der Erde. Das Holz- und Stroh-Instrument seiner sterblichen Hülle lag ton- und lautlos da, und wurde zur Erde bestattet in Aachen; und Joseph und seine Brüder wandelten stumm und dumpf zu seinem Grabe. Aus seinem Instrumente aber entrang sich einer der wehmüthigsten und nationalsten Accorde, und rang sich wie ein fliehender Engel weit fort durch die Lüfte bis nach Polen in seine Heimath, und es saßen Joseph Gusikow's Frau und seine Kinder einsam um ein spärliches Licht, und sie gedachten des fernen Gatten, des wandernden Vaters, und sie beteten einen Psalm für sein Leben und sein Wohl, — da floß ein Klang her durch die Lüfte, weich und sanft und klagend, wie die Töne des Vogels, der über das Nest seiner Jungen kreist; und eine bekannte Melodie floß an ihr Ohr, und es tönte lange und anhaltend:

„Der Engel, der mich von allem Uebel erlöst hat, segne diese Kinder!“

(Genesis. 48.)

und der Ton verklang, und die Gattin und die Kinder ahnten den Tod des Vaters, und sie rissen ihr Kleid auseinander, und weinten lange und bitterlich, und beteten leise und sprachen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt!“

Anekdote.

Die Leidensgeschichte Jesu wurde in vorigen Zeiten mehr dramatisch als episch halb in Prosa und halb in Versen, am Palmsonntag und Charfreitag in den Kirchen aufgeführt. Als der verdiente Joh. Phil. Bendeler, Cantor und Chordirector zu Quedlinburg, solche einsmals nach eben dieser Art absingen ließ, so geschah es, daß in dem Accompagnement zu den Worten der Magd von einem Violinisten ein Fehler begangen ward. Bendeler fragte mit Lebhaftigkeit, wer die Partie der Magd hätte; worauf der Violinist stotternd antwortete: „ich — ich — ich geige sie.“ Aber leider! sehr schlecht, erwiederte der Director.

Madame Schodel als Donna Anna.

Von Gollmick.

Es hätte keiner weitern Darstellung bedurft, als der der Julia und Anna, um mit Bestimmtheit ermessen zu können, daß Mad. Schodel eine der Berufenen im Fache hochtragischer Charaktere ist. Vorzüglich gelungen sind ihre Affekte, besonders die der Leidenschaft, und ihr Spiel, voll edler Haltung, beurkundet eine angeborne Majestät des Weibes. Hier ist nichts ängstlich Gemachtes, Berechnetes; hier sind nicht Lücken sichtbar, die aus der Verlegenheit entstehen, wenn die Berechnung zufällig trügt. Symmetrisch greifen die Haupträder ihrer echt dramatischen Leistungen in einander. Richtige Auffassung des Charakters und ein durchgefühltes Eindringen in den Geist der Composition scheinen mir die Grundzüge ihrer artistischen Bildung zu seyn. Deßhalb erhebt sie das Publikum auf ihren Standpunkt, und man übersieht hier Mängel der Technik als wenig bedeutend, die da nur desto greller hervortreten, wo die Intelligenz im Schatten steht. Mad. Schodel hat durch und durch verstanden, was sie aus ihrer Anna machen wollte, und nicht weniger gegeben, als was Mozart sonnenklar durch seine Töne gab, und was sich durch keine Deutung, auch

nicht durch Subtilitäten in Callot's Manier, deuteln oder wegphantasiren läßt! In wie viel Atome wollen überhaupt die tausend heterogenen Deutungen über einen und denselben Gegenstand die Grundidee des Künstlers, namentlich des Malers und Tonkünstlers, verfälschen und zerstückeln? Die einfachste Idee — beim Componisten oft nur ein dunkles Gefühl — erscheint in all' den Reflexen wieder, die vom Hohlspiegel bis zum Mikroskop alle geschliffenen und ungeschliffenen Gläser rückstrahlen. Mozart, unter allen Tondichtern der Anspruchloseste, aber gerade deßwegen auch unverworrenste, treffendste, — Mozart sollte seine Charaktere erst durch ein Labyrinth von Chimären gezerrt haben, ehe er das reine Gold seiner Töne über sie ergoß? Was bliebe z. B. an dem Helden unserer Oper, dem Giovanni selbst, übrig, wenn er von all' den unzähligen Erfindungen, womit man seinen Charakter aufputzt, auch nur ein mattes Gepräge trüge? — Zu wie vielen sinnwidrigen Meinungsprocessen hat nicht schon das gute Zerlinchen Anlaß gegeben? — Und ein solches zerstückeltes Phänomen wäre dann der Impuls dieser durchgehends verständlichen, von allen Täuschungen der Sinne befreiten Musik gewesen?

Diese Anna, sage man was man wolle, verliert sich nicht allzuweit außer den Gränzen einer Weiblichkeit, deren Empfindung, durch das ungewöhnliche Ereigniß angeregt, gereizt wird, und die auch Furie werden kann, sobald eine frevelnde Hand ihre anerzogenen Begriffe, ihr Ideal antastet. Daß der Dichter (Abbé da Ponte) seine Anna aus Laune unter die Notabilität versetzte, und daß Mozart über alle seine Charaktere der Töne Adel goß, diene auch hier als ein Maaßstab der Beur-

theilung. So sah ich immer diese Anna, so sah ich Mad. Schodel Mozart's Musik wohlverstanden in Anna's Charakter übertragen. Ich sah ein Weib vor mir, ein tief beleidigtes, empörtes, das sich rächen will an dem Mörder des Vaters. Nicht mehr und nicht minder. Aber ich sah es auch so ganz und innig gefühlt vor mir, daß mir bald die Thränen in die Augen traten, bald das Haar sich sträubte.

Die Masse von Ton harmonirt ganz mit der Majestät ihrer Plastik; daher haben ihre Cantilenen wohl nicht das Zauberische, Seelische, Gemüth und sanftere Empfindungen Erregende; deßhalb bewegt sie in dem Adagio des Maskenterzetts und im Larghetto der zweiten Arie weniger das Mitgefühl, als bei allen Stellen leidenschaftlichen, feurigen Ausdrucks. Von höchst drastischer Wirkung war daher die Scene, wo sie den erschlagenen Vater findet und ihn ins Leben zurückrufen möchte; die des Racheschwurs vor und in dem herrlichen Duett mit Gusmann, und die des berühmten Recitativs mit der schwer durchzuführenden D-dur-Arie. — Nicht der Frevel in dem Kirchhof-Duett, nein, dieser Ton voll des herzzerreißendsten Jammers, oder des nach Vergeltung lechzenden Rachegefühls drang hinab ins Schattenreich, und lieh dem Gemordeten die Hülle. Daß ihre Züge nicht markirt genug gebildet sind, um eine hervorstehende Mimik zu gestatten, gewährt ihr etwas Geisterartiges, Räthselhaftes, das ihr wohl nicht oft, aber hier gewiß zu statten kommt. Diese Frau müßte eine Medea seyn nach dem Herzen Cherubini's, wie sie eine Anna ist nach dem Herzen Mozart's. Was mir im Einzelnen noch bemerkenswerth erscheint, sind ihre ausgebenden Mitteltöne von $\overline{D}$ bis $\overline{\overline{D}}$, welches Diapason ich die Conversations-

Octave nennen möchte, und vorzüglich im Ensemble erfreuliche Dienste leistet; ferner die schärfere Respiration auf dem Consonant H, wenn der gepreßte Seufzer der schweren Brust entfliehen soll; das plötzliche Abbrechen eines hohen Portamento's als sey der Schmerz über allen Ausdruck; das Ziehen eines Tones in den andern, das sie am rechten Orte, selten und desto wirksamer anbringt, und endlich die ungeschwächte Ausdauer, womit sie ihre Partie durchführt.

Aber kein Licht ist ohne Schatten. Hierher gehört zur schärfern Rüge: die Einförmigkeit gewisser Lieblingsbewegungen und eine oft störende Unsicherheit der Intonation. Daß im Ansatz der höhern Chorden ein gewisses Klemmen hörbar wird, daß ihr Grupetto häufig nicht rund und verbindend ist, daß sie manche Periode mit kleinen Pralltrillerchen beginnt, und am Schlusse einer Nummer die vorletzte Note, als einen — um Effekt hervorzubringen — die Harmonie störenden Vorhalt oft einen halben Takt früher anfängt, sind Dinge, welche die Kritik, da dieselben von so schlagenden Vorzügen der Intensität überstrahlt werden, einer Sorglosigkeit zuschreiben muß, wovon mehr oder weniger, auch der ausgezeichnete Künstler nicht befreit ist.

F. Lachner's Preis-Symphonie.

(Im Frankfurter Museum.)

Wo eine Instanz von Kunstrichtern wie Eybler, Weigl, Gänsbacher, Seyfried, Umlauf, Kreutzer, Gyrowetz einem Werke unter siebenundfünfzig eingesandten das Palmarium zuerkannte, und folglich das große Urtheil schon bestimmte, ehe noch der erste Ton davon ferne Millionen Ohren erreichte, — würde man den einzelnen Ausdruck eines natürlichen Gefühls, wie den der gelehrten Parabole, für gleich unzugänglich erachten, sobald das eine oder das andere sich einer solchen Majorität zu widersetzen erkühnte! Aber diese Symphonie reizt mich nicht, sie öfter zu hören, um im Stande zu seyn, sie fassen, sie verstehen zu lernen. Leibnitz, Wolke, Wilkens, Sicard und Kolmar wünschten eine allgemeine Sprache, eine Sprache für alle Völker, eine Pasiphrasie. Aber — sprachen sie nicht Haydn, Mozart, Beethoven, Spohr, Ries, Kalliwoda, Onslow, Romberg u. A. in ihren Symphonieen? Geben diese nicht großartige oder liebliche, aber klare Bilder der Natur und der Menschenwelt in Tönen dramatisch oder lyrisch geknüpft und entwickelt? — Man muß sich vor Allem mit dem erhaltenen Eindrucke, den ein Tonwerk auf unser Gemüth macht, zurecht finden können. Es muß eine Grundidee da seyn, die ihr magisches Band um alle Zuhörer schlingt; eine

Hauptempfindung, die sich allen Gemüthern mittheilt und sie durchdringt. Sie muß, gleich den innern Kräften eines gesunden Stammes, alle Aeste und Zweige in die Höhe treiben, und Blatt, Blüthe und Frucht, Gruppe und Farbe bedingen. Von dem Lachner'schen Tondrama tritt uns bloß der erste Satz, und der nur theilweise, vor das geistige Ohr. Hier hat der Componist eine Vision gehabt. Heroenkraft schreitet siegreich aus dem Kampfe mit gewaltigen Mächten. Hier geben die einzelnen Perioden, die sich logisch an einanden reihen, wirklich Rechenschaft von einer Willensmeinung. Dieser erste Satz, mit der vielversprechenden, vortrefflich gearbeiteten und effectvollen Einleitung, ist ein Epos rund für sich, und hat sicherlich das Urtheil der Herren Kampfrichter bestimmt. Die folgenden drei Sätze, — mögen sie noch so kunst- und regelrecht durchgeführt und auf dem Linienmeere der Partitur entzückend anzuschauen seyn, — man hört ihnen zu sehr das Gemachte an und die Ueberwältigung der Formen. Es ist zu viel Pathos darin und gesuchte Originalität — zu viel ermüdende Längen, zu viel Anstrengung und Hervorleuchten des Wahnes, durch Bizarrerieen sein Ideal, Beethoven, zu erreichen, um als ein Werk der Selbstständigkeit und genialer Kraft gelten zu können. Das Beiwort „passionata“ scheint mir gänzlich verfehlt, da der vorherrschende Charakterzug dieser Symphonie mehr lyrischer Natur ist. Sie wurde von unserm Orchester mit Eifer und Sicherheit executirt; aber mit jenem Gefühle angehört, mit dem man eine Sache anstaunt, die man nicht versteht, und die Dauer derselben durch den Oftblick nach dem unerbittlichen Zeiger abkürzen möchte.

Apostrophe, als ein Neuling seinen ersten dramatischen Ausflug als Othello gemacht hatte.

. . . . Und Jedermann war gespannt, ihn zu hören, den Vielversprechenden, der unserer Oper den alten Glanz wiedergeben sollte. Herr*** also begann seinen Dies criticus, und machte auch gleich so ziemlich Alles durch, was einem gefeierten Mimen nur innerhalb zehn Viertelstunden auf der Bühne passiren kann. Er wurde zweimal gerufen, bei jeder Nummer rasend applaudirt — und mußte einige Kraftstellen sogar wiederholen. Selbst einige Opponenten (hier nie ohne dieß) wurden gehörig überklatscht. — Aber der aufgeputzte Mann in der orientalischen Jacke dauerte mich herzlich. Sein ganzes Künstlerleben liegt klar vor meinen Augen, — und obgleich ich kein Seher bin, so leiht mir doch Erfahrung ihre Millionen Augen, und — Ohren habe ich dazu. Die Leute schlagen die Hände in einander bis sie aufschwellen; das nennen sie Beifallsbezeigungen; — ich schlage die Hände über den Kopf zusammen. Der Vorhang fällt; ein wüthender Schrei füllt die Hallen, und wäre in dem Augenblick ein Fremder ins Parterre getreten, er hätte glauben müssen, wenigstens seyen Mozart und Beethoven aus ihren Gräbern auferstanden. Daß

der Neuling nicht auf Händen nach Hause getragen wurde, ist Alles. Aber das thut Nichts: „Einsam ist er nicht alleine.“ Tausend Empfindungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit begleiten ihn, und schwindelnd von dem unendlichen Ruhm wälzt er schon in seiner Phantasie Berge auf Berge, den Olympus zu erstürmen. Ich sehe ihn beflügelten Schrittes aus dem Theater eilen; ich folge ihm nach, — es darf keine Secunde versäumt werden — erreiche mit ihm sein verschwiegenes Gemach, setze mich zu ihm aufs Sopha, ergreife seine beiden Hände, blicke ihm treuherzig ins Auge und spreche: "Sie kennen mich nicht, — aber ich meine es redlich mit Ihnen und bin Ihnen nachgeeilt, um Ihnen den Abgrund zu zeigen, den Sie glauben tändelnd überschreiten zu können. — Aber an diesem Rande standen Viele so wie Sie heute, und taumelten hinein. Es ist wahr, Sie haben eine tüchtige Tenorstimme, Sie singen mit Brust das große und das eingestrichene A; Sie besitzen Kraft, Biegsamkeit, ja sogar Anlagen zur Bravour; Sie haben einen kräftigen Körperbau, der auf Ausdauer schließen läßt. Ob Sie jung und schön sind, weiß ich nicht, da man sie angeschwärzt hat. Alles dieß haben Sie voraus von der guten Mutter Natur, die blindlings ihre Gaben spendet. Die soliden Materialien liegen bereit, aber diese bilden noch keinen Bau. Doch Singen, mein Bester, was man Singen heißt, können Sie noch nicht, auch nicht gehen und stehen. Denken Sie sich einen formlosen Marmorblock, in antike Gewänder gehüllt, die goldene Leier daran gefesselt, und den Lorbeer oben drauf — wie gefiele Ihnen das Bild? — Man hat Sie da hinausgestellt auf das öffentliche Forum, aber nicht in der Absicht für Ihr Bestes, — sondern

um die letzten Zuckungen einer fieberkranken Oper noch ein Weilchen aufzuhalten. Man hat Sie mit Jubel gekrönt, mit Beifall überschüttet. Aber das war schon prädestinirt, ehe Sie auftraten; das galt nicht Ihrem Verdienste, denn Sie haben noch keines. Sie fangen gerade da an, wo unsere Veteranen aufhören. Eine Steigerung für Sie liegt nothwendigerweise nur in dem Krebsgange. Sie werden da aufhören müssen, wo Jene anfingen. Die theatralische Geschichte wimmelt von Belegen dieser Art. Das neueste warnendste Beispiel gab erst jüngst einer Ihrer Collegen. Man wäscht eher einen Mohren weiß, als ein Publikum. Es liegt in Aller Interessen, Sie jetzt zu heben; aber man wird wenig darnach fragen, wenn Sie gefallen sind. Auf dieser forcirten Höhe sich zu erhalten, ist nun Ihr Werk. Deßhalb bin ich Ihnen nachgeeilt. Lassen Sie sich nicht verblenden! Wollen Sie größer werden wie Ihr Name, so bilden Sie sich ein, noch gar Nichts zu seyn. „Nicht unbedingt spendet die Natur dem Sterblichen ihre Schätze.“ Hier ist das einfache Recept: Peter Winter's Gesangschule, oder die des Pariser Conservatoire's; Noten treffen lernen, damit die Nürnberger Trichter nicht allzutheuer werden; Bildung des Gehörs und der Memorie; gute Lectüre zur Läuterung der Begriffe; z. B. Seidel's Charinomos, Müller's Wissenschaft der Tonkunst, Fetis' und Staffort's Geschichte; Wendt's Zustand der Musik, Engel's Mimik, Schmidt's Aphorismen, Thürnagel's neuestes Buch über Schauspielkunst ꝛc., mit einem Worte einen tüchtigen Führer angeschafft, der von unten hinauf, aber nicht von oben herab docirt; Bescheidenheit und Consequenz, das sind die Freikugeln,

die überall treffen, ohne daß eine äffte. Probatum est, und nun den Kugelsegen:

> Schütze, der im Dunkeln wacht,
> Studium und Fleiß, habt Acht!
> Segn' es sieben neun und drei,
> Daß der Künstler tüchtig sey!

Aber nun, mein Bester, scheide ich von Ihnen, in der Hoffnung, daß Sie vernünftig genug seyn werden, mir nicht zu fluchen. Ich habe Ihnen das Köstlichste gegeben, was ein Mensch dem andern geben kann: — Wahrheit. Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, wohl aber Sie vor Weh bewahren; und die besten Pillen sind ja bitter. Legen Sie diesen Artikel an Ihr Herz; tragen Sie ihn unter dem Panzer, unter dem Frack und unter der Tunica. Er sey Ihnen ein Vesicator gegen das Schlingkraut der Schmeichelei. Möge nie die Zeit kommen, wo die Rachegötter Sie erfassen — gleich Tausenden, die guten Rath nicht beachten — und Sie dann auf diese Warnung mit fruchtlosen Folterthränen blicken müßten!

Clara Wieck in Prag.

Capriccio von Uffo Horn.

Ich liebe die Jugend, und wäre es auch nur aus Egoismus — aber ich liebe sie wahrhaft und innig — nicht so wie meine Ehre, aber weit mehr als den Fetzen von Poetomanie, den meine guten Freunde, und selbst Herr Rebenstein in Berlin, so gütig sind — Talent zu nennen: Wer jung ist, kann und darf so viel er kann aus den blonden Locken die Zauberschlinge des Achmet drehn, wie im Märchen der „tausend und einen Nacht;“ er kann Herzen und Thüren damit auffsperren, er kann sie Mädchen und Frauen um den Hals werfen, wie der Guacho sein Lasso — er kann schlechte Gedichte und Theaterstücke schreiben, ein schlechter Schauspieler, oder ein schlechter Klavierspieler seyn, — und doch für ein Meerwunder, für ein unentwickeltes Genie, und für ein ganzes Kornfeld voll goldener Erntehoffnungen gelten. — Die Jugend ist ein Schatz, — und ehe ich mir graue Haare wachsen lasse, — trag' ich lieber eine Perücke. Ist man alt, schließt man keine Herzen mehr auf, außer die Haare sind ganz silbern geworden. Die Liebe, die man früher umsonst bekam, kostet manches Geld, — die Poesie ist wie die Drude Andiols. Die

Stimme geht aus, — die Hände werden steif, — ist man Virtuos gewesen, so thut man am besten, statt der Noten fortan nur harte Thaler zu zählen.

Die Jugend ist die Göttin unserer Zeit, sie ist das Sternbild in dem neuen, edlen Zodiakus unserer Himmelszeichen, in dem die Sonne steht, die strahlende Sonne des Ruhmes, bis sie in den Wendekreis des Alters tritt; freuen wir uns, daß wir jung sind, — denn, wenn wir auch an keine Ideale mehr glauben, wenn auch die Gefühle schon verknöchert sind zu Konsequenzen, unser rothwangiges Gesicht ist das Siegel des Freibriefes zur Heuchelei, zu erlogener Sentimentalität, zu falschen Schwüren und erzwungenen Thränen. So könnte ich jetzt in einen Jubel losbrechen, der Erste losbrechen, eh' ein ganzes Publikum einstimmen kann, ich könnte Enthusiast und Prophet sein, weil Clara Wieck jung ist, und ich es auch bin, und mir noch Niemand einen außerbürgerlichen Enthusiasmus verübelt.

Moritz neben mir sang seine Composition aus dem Fragendonnerer — er ließ sich viel lieber anschauen als ausfragen, beim ersten kann man wieder anschauen — beim zweiten muß man Antwort geben.

Es war ein elegantes Concert, — die enge Gasse vor dem Hause war mit Wagen vollgestopft, und um die Sitze der Damen standen im weiten Halbkreise die Männer gedrängt, und Alles fing an sich zu freuen.

Ich habe Paganini gehört und Lipinski; — das gelbe, zerrissene Gesicht Cavaliere Nicolo's konnte ich eben so wenig los werden, als die Töne seiner Geige, — ich behaupte stets, Nicolo sei Nikolaus Lenau gesessen, als er die Scene in der Schenke schrieb in seinem Faust, und noch oft schreckt es mich auf wie der

Klang der Höllenfiedel, — das ist eben so gut ein Meilenstein meiner Erinnerung, wie der Kuß, den mir Lipinski gab, als ich ihm nach dem Dombrowskimazur um den Hals fiel. — Ich habe Thalberg gehört, und mich sehr geärgert, daß ich's nicht auch so weit gebracht habe, wie er, — aber mein Trost bei Allen war, — du bist noch jung, du kannst noch immer ein Virtuos werden, — jetzt hab' ich die Hoffnung aufgegeben, ich bin besiegt durch eine Jungfrau, und das habe ich mit Talbot, Attila, Byron, M. G. Saphir gemein.

Sie hatte eine Fuge von Bach gespielt, und eine Mazurka von Chopin. Ich habe die erstere von Cramer gehört, aber das Herz ist mir nicht so aufgegangen dabei, wie bei dem Spiele der jungen Künstlerin, die mich deßhalb so entzückte, weil ihr Spiel reiner, ungemischter war. — Cramer's Ruhm saß nicht mit am Piano, ich hörte die Fuge und die Mazurka — die edelsten, höchsten Ausdrücke zweier Gefühle, ohne Beisatz einer andern persönlichen Anschauung und Empfindung, als der des Genies und der Begeisterung. Sie hat noch viel gespielt an dem Abende — das Publikum hat gelärmt und gejubelt — und ich mit, und noch ärger, weil ich den Enthusiasmus in Wien gelernt habe, als die Elßler tanzte und die Tachinardi sang — ein Operntheater ist der beste Boden für ihn. Aber ich trage ihn noch mit herum den Enthusiasmus für das Mädchen am Piano — und habe ich schon Verse an eine passirte Sängerin gemacht, eben weil ich sie noch passirte — so will ich den Heine wieder zu Gevatter bitten, wo es was Besseres gilt.

Sie saß am Piano und wischte
Die Tasten blank und rein —
Daß sie ein klarer Spiegel
Der weißen Hände sein —

Sie hat so sanfte Augen
Und hebt die Blicke nicht.
Was soll sie blicken und lächeln
Da sie mit den Händen spricht?

Was sollen ihr Blicke und Worte
Wäre Aug' und Mund von Stein —
Sie gösse Leben und Seele
Uns mit den Händen ein!

Anekdote.

Als Lord Kelly an einem Abend mit dem unvergleichlichen Violdigambisten Herrn Abel außerhalb London spazieren ging, und vor einer Taverne vorbeikam wo Musik war, und just ein Concert von Abel gespielt ward, so wollte der Lord gerne wissen, wer dieser herzhafte Tavernen-Virtuos wäre. „Wer wird es denn anders seyn, versetzte Abel, als der unselige Cain?"

Joseph Gusikow in Frankfurt am Main.

Gleich dem ersten Helden unserer lebenden Instrumentalisten ist jetzt Joseph Gusikow auf seinen Holz- und Strohinstrumenten gefeiert. Holz und Stroh! — Gibt es ein besseres Requisit, um eine Welt in Flammen zu setzen, als dieses? Zerbrecht eure Geigen, ihr Paganini und Mesoni! Zerreißt eure Saiten ihr Thalberg und Chopin! Hört auf zu schlagen, all' ihr italischen und deutschen Nachtigallen! Der Schall ist gleich dem Klang geworden, und das Tonlose tritt mit euch in die Schranken. Gusikow rollt sein Instrument zusammen, der Sturm des Enthusiasmus weht hinein, und der Scheiterhaufen ist fertig, der euern langen glänzenden Ruhm zu Asche brennt. Aber ich will Gusikow damit nicht anklagen. Muß er doch riesenmäßig wachsen in der Meinung der Adepten, je tiefer sein unclassisches Instrument in derselben sinkt. Gusikow prahlt nicht mit Rang und Titel. Er nennt sich „Virtuos auf dem Holz- und Strohinstrumente,“ und er hält mehr als er verspricht. Ich unterscheide den Virtuosen von dem Künstler, und Gusikow darf kühn in die Reihen der letztern treten. Ich kenne dieses Mannes Biographie nicht, aber ich sehe ihn, von einem unbesiegbaren Hange getrieben, umher-

irren, die Ahnungen seines Innern zu versinnlichen. Er kannte noch nicht die wunderbare Wirkung unserer Instrumente, und dennoch war Alles Musik, was ihn umgab. Die Stimme der Thiere, der Gesang der Vögel, das Murmeln der Bäche, das Säuseln der Lüfte in den Bäumen und im Schilfrohre des Meeres, Alles erfüllte ihn mit Sehnsucht, auch Töne zu schaffen. So entstand dem Mittellosen nach und nach dieß einfache Mittel, seine innere Sprache zu verkünden. Allein der Autodidakt blieb nicht unbemerkt. Er trat in die Welt, sah, hörte, verbesserte seine Holzstäbchen, bildete sich seine Tonfolge nach unserer Scala, und entwickelte die Aeußerung eines anfangs dunkeln Gefühls zur bewußtvollen Fertigkeit unserer Kunstsprache. Aber Gewohnheit, Dankbarkeit und der jedem Menschen angeborne Trieb nach dem Seltsamen machten ihm sein Instrument unentbehrlich; — er trennt sich nicht mehr von ihm, und so verkündet nun Gusikow seine innenwohnende Kraft fortwährend auf den rohen Stoffen, die ihm früher seiner musikalischen Entwickelung erster Zustand geschaffen.

Und weßhalb sollte man Gusikow den Namen Künstler versagen? — Weil er nicht nach Noten musicirt, oder die Musik seiner Seele nicht nach contrapunktischen Argumenten schnitzt? — — Ich will hier einhalten, um mich nicht sehr tief in die traurige Kunstgeschichte unserer Zeit zu verlieren. Nur frage ich noch: Wer steht höher, der, welcher aus volltönenden Stoffen, und im Besitz aller der überreichen Mittel des herrschenden Kulturschrittes ewig nur Holz und Stroh reproducirt, oder der, welcher auf Holz und Stroh die ganze Poesie eines wahrhaften Ingeniums zu verkünden vermag? — Und das Letztere thut wahrlich Gusikow. Abgesehen von der

unbegreiflichen Fertigkeit, womit er, vermittelst zweier einzelner Schlägel auf ein paar Dutzend hölzerner Stäbe und Stäbchen, die auf Strohbändern ruhen, Schwierigkeiten übertändelt, die man oft nicht von zehn gesunden Fingern vollkommener besiegen hört; — abgesehen also von einer möglichst ausgebildeten Technik in jedem Genre des Passagen- und Trillerwesens, macht er uns durch so kühnen als geschmack- und geistvollen Vortrag die Subalternität seines Instrumentes völlig vergessen, und mich sollte gar nicht wundern, wenn bald durch ihn ein zweiter Schüler entstünde, der statt einer „Laura am Clavier" einen „Gusikow am Holz- und Strohinstrument" besingen würde. Dazu sein etwas phantastisches Aeußere, die Electricität seines ganzen Wesens, während er spielt — aber man muß das hören und sehen zugleich. — Ist Etwas zu beklagen, so dürfte es die Richtung seyn, die Gusikow's Virtuosität in der Wahl von Quodlibets aus Norma, Zampa, Robert und Strauß'scher Tänze genommen. So eine außergewöhnliche Erscheinung sollte in Allem außergewöhnlich seyn.

Seinen Variationen von Mayseder und dem Glöckchenconcert sind übrigens ein verständiges und satzgemäßes Arrangement nicht abzusprechen. Daß sich der Künstler eines ausgezeichneten Auditoriums und Beifalls zu erfreuen hatte, ließ sein Ruf erwarten.

Was endlich die Erfindung dieses Instruments betrifft, die sich der Virtuos zuschreibt, so weiß er wohl nicht, daß schon Wenzel Müller in seiner Oper: „Die Schwestern von Prag" ein ganz ähnliches auf die Bühne brachte, unter dem Namen „Gelächter" bekannt; und manchem Frankfurter wird es noch erinnerlich seyn, wie unsere beiden Buffons, Lux und Hassel, besonders der

Letztere, durch ganz wacker durchgeführte Variationen in dieser Oper auf diesem Instrumente manches Da capo erregten.

Aber eben so wenig wie Gusikow kann W. Müller der Erfinder dieses „Gelächters" gewesen seyn, da sich schon die Chinesen lange vor Christi Geburt eines ähnlichen Instruments bedient haben. Nach Burney's Angabe war es eine Art von Sticcado aus Holzstäbchen von verschiedener Länge bestehend, und von metallreichem Klange. Die Stäbe seyen quer über eine hohe Vase in der Form eines Schiffsbauches angebracht gewesen, und Burney will dieses Instrument, das keine halben Töne hatte, bei dem Abbé Arnauld in Paris als dessen Eigenthum gesehen haben. Daß unser Concertgeber eine ähnliche Entdeckung gemacht, dieselbe vermehrt und nach dem diatonischen Klanggeschlecht neu construirt habe, will und kann ich nicht bestreiten.

Anekdote.

Eine Sängerin, welche die gewöhnlich geforderten Schnörkeleien durch einfach=seelenvollen Gesang mehr als ersetzte, trat einst auf einem auswärtigen Theater als Julia in der Vestalin auf. Ist denn dieß eine Kunst? sagte die dortige Prima Donna zum Kapellmeister. Bewahre Gott! erwiederte dieser mit einem sarkastischen Lächeln; es ist liebe, reine Natur!

Musikalisches Turnier zwischen Strauß und Musard.

Mehr als dreitausend Menschen drängten einander am 9. d. M. im Saale Vivienne, um über einen Kampf der National-Eitelkeit zu entscheiden, um beizuwohnen dem Zweikampfe des Walzers und der Quadrille, um sich auszusprechen über Wien und Paris.

Der Walzer-Riese, Strauß, war da, mit seinen sechs und zwanzig virtuosen Kämpen, der Quadrillen-Held Musard mit seinen sechzig kunstbegabten Streitern, und das Publikum mit seiner außerordentlichen Neugierde, seiner lebhaften Ungeduld, seinen Vorurtheilen und Antipathieen.

Deutschland und Frankreich hatten daselbst ihre Repräsentanten, der dreiviertel Takt hatte seine Anhänger, der zweiviertel und sechsachtel Takt hatte auch die seinigen.

Man betrachtete sich beiderseits, man maß sich mit den Augen, man fixirte sich, und gleiche Spannung malte sich in den Zügen der sich entgegenstehenden Parteien.

Auf das verabredete Zeichen stürzte Strauß mit seinem Orchester in die Schranken, und ehrfurchtsvolle Stille herrschte im ganzen Saale.

Kreutzers herrliche Ouverture zum „Nachtlager von

Granada" wurde von der kleinen österreichichischen Division attaquirt, Bresche geschlagen, und durch Bogenstriche mit unglaublicher Unerschrockenheit erobert.

Nach dieser vorbereitenden Heldenthat ließ Strauß seine leichte Infanterie vorrücken, diese auserwählten Kerntruppen, unter dem Namen: Walzer, welche von ganz Europa bewundert werden.

Sprechen wir ohne Metaphern. Die entzückenden Walzer des österreichischen Maestro, mit staunenerregender Präcision und Lebhaftigkeit von sechs und zwanzig Musikern ausgeführt, rissen Alles zum Enthusiasmus hin. Strauß's Compositionen haben nichts von jener geschraubten Harmonie, von jener gelehrten Complication, welche das transrhenanische Genie characterisiren (?); diese Compositionen athmen ganz französischen Geist: eine graziöse, leichte Melodie, eine vife, hebende Instrumentirung; kurz, das Siegel des Pariser Geschmackes ist auf diese lieblichen, dreivierteltaktigen Symphonieen gedrückt.

Wenn Deutschland von seinen Künstlern enthusiasmirt war, wenn es ununterbrochen laut Beifall klatschte, so war Frankreich nicht minder entzückt von dem deutschen Virtuosen, und die erste Abtheilung wurde mit einstimmigem Bravorufen beendigt.

Darauf kam Musard, der populäre Compositeur, Musard, die inkarnirte Quadrille, der Fußbeweger der tanzenden Welt, in Paris.

Auch sein Orchester that Wunder. Arien von Weber, und ein Solo von Rémy, wechselten mit den schönen Quadrillen des französischen Musikers ab.

Es hieß, sich selbst übertreffen, um mit Ehren gegen seinen Rivalen zu kämpfen. Musard hat sich selbst

übertroffen. Fremde und Landleute schenkten ihm ihren Beifall, und Deutschland applaudirte wieder mit Frankreich, wie zuvor dieses mit jenem.

Das Resultat dieses Concertes war also ein Doppel-Triumph. Anstatt eines Siegers, wurde zweien die Krone zuerkannt, nnd Strauß und Musard theilten sich in die Bewunderung der Pariser. Strauß kann sich den Ehrennamen: Musard des Walzers, und Musard: Strauß der Contredanse beilegen.

Anekdote.

Der Herr Abt Vogler kam nach Hamburg, und da er hörte, daß bei einer gewissen vornehmen Dame daselbst Concert seyn würde, so eilte er dahin, und begab sich in den Musiksaal. „Werden Sie, gnädige Frau," redete er dieselbe an, „dem Abt Vogler die Freiheit vergeben, mit welcher er unangemeldet und vielleicht unbekannt sich gehorsamst die Erlaubniß ausbittet, Dero Concerte beizuwohnen?" — O! mit vielem Vergnügen, antwortete die Dame. Wo sich ein Vogler präsentirt, stehen alle Thüren offen.

Euryanthe.

(Aus Frankfurt.)

Abgesehen von dem absurden Gedichte der Wilhelmine von Chézy, ist diese Musik der Ausfluß eines echt poetischen Talents. Sie ist durchdacht, durchfühlt; jede Note wiegt eine Leidenschaft, die sich leider mit Polypenarmen an die Lebenskraft des genialen Schöpfers anklammerte. Lysiart's, Eglantinens fieberglühendes Verlangen, Euryanthens kindliche Verklärung, Adolar's Ritterlichkeit, des Königs Würde sind gleich treffend gezeichnet. Die Chorströme zeugen von der erhabensten Phantasie. Ich sehe in selbstverzehrender Steigerung glühender Inspiration des Componisten Feder auf dem Linienmeere hinfliegen, ich sehe ihn in dem berauschenden Gefühle des Geschaffenen zurücksinken; — der Tod verlöre in solchen Augenblicken seine Schrecken, denn er hat gelebt. Das sind die göttlichen Vorrechte des schaffenden Geistes, die aufzuwiegen Fürsten zu arm sind. Dieß Werk ist in seinem colossalen Genre ein rundes vollkommenes Ganze. Die Aufführung dieser Oper gehört, namentlich in Beziehung auf Chor und Orchester, zu dem ehrenwerthesten unserer Bühne.

Bach, Johann Sebastian.

Johann Sebastian Bach, diesem unsterblichen, seiner tiefsten Eigenthümlichkeit nach echt deutschen Tonkünstler, dem größten Contrapunktisten nnd Orgelspieler der Welt, dessen Werke selbst ein Mozart, Beethoven und alle großen Componisten als eine unerschöpfliche Fundgrube wahrer Ausbeute für die Kunst betrachteten, sind wir eine genauere Charakteristik schuldig. Sein Leben war einfach. In vieler Hinsicht ist es interessant, ihn mit Händel zu vergleichen. Händel und Bach wurden geboren nach langem Schlummer künstlerischer und auch tonkünstlerischer Originalität, fast in einem Monat; Beide starben im hohen Mannsalter, thätig bis an ihr Lebensende. Beide wuchsen in niederm Stande und kümmerlichen Verhältnissen auf; Beide waren stark und eisenfest von Körper. An Beiden zeigte sich das große Talent schon in den Kinderjahren; Beide sind schon als Knaben tief eingeweiht in Theorie und Praxis. Beide erhielten Unterricht von ausgezeichneten Organisten, um gleichfalls ausgezeichnete Organisten zu werden. Beide gelangen später zu einem höhern Beruf, werden weit und breit berühmt und von den größten Fürsten ihrer Zeit ausgezeichnet. Beide widmen ihre Fähigkeit vor Allem dem Erhabenen, Großen, Reichen, und am

liebsten für religiöse Zwecke. Beide sind strengrechtliche Männer, voll Glauben an die Religion. Beide erblinden in ihrem Alter, ohne deßhalb ihrer Kunst untreu zu werden; Beide sterben ruhig, geachtet und geehrt, aber erst von der Nachwelt mehr verstanden. Wie viele Aehnlichkeiten! und dabei doch Beide so ganz verschieden als Menschen und als Künstler; Händel gefiel sich im Gewühl des Lebens, unter Massen des Volks und im Umgang mit den Großen, machte die vielfältigsten Erfahrungen, und blieb bei allem Schicksal seinem Charakter treu bis zum Tode; sein Leben hat etwas Heroisches. Bach fühlte sich befriedigt, mit siebenzig Thalern als Organist in Arnstadt angestellt zu seyn, ließ sein weiteres Glück ungesucht kommen, lebte in stiller Zurückgezogenheit seinem Amte und seiner Kunst, und erzeugte eine ganze Kolonie von Kindern, starb arm, und ruht auf dem Leipziger Gottesacker, Niemand weiß wo. Sein Leben hat etwas Patriarchalisches. Uebrigens haben Beide einander nie gesehen, und eben so wenig bemerklich auf einander eingewirkt. Wer ausführlich über Bachs Leben belehrt seyn will, den verweisen wir auf die Biographie Seb. Bachs von Forkel, indem wir hier nur die wichtichsten Data anmerken. Sebastian Bach ist den 21. März 1685 zu Eisenach geboren. Er legte den Grund zu dem Klavierspielen zu Ohrdruff bei seinem ältern Bruder Johann Christoph. Nach dessen Tode lernte er in Lüneburg; bildete sich bei dem Organisten Reinecke in Hamburg und bei dem Organisten Buxtehude in Lübeck weiter aus. 1703 erhielt er einen Ruf als Concertmeister nach Weimar; 1704 ging er nach Arnstadt, wo er sich eigentlich zu dem großen Organisten und Compositeur unge-

stört ausbildete; 1707 ward er Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar, 1714 Concertmeister daselbst, 1717 Kapellmeister zu Köthen, 1723 Cantor und Musikdirector an der Thomasschule zu Leipzig, und 1736 Königl. Churf. Sächs. Hofcomponist. Einmal wurde er zu einem Wettstreit mit dem französischen Virtuosen Marchaud nach Dresden eingeladen; doch machte sich dieser vor Bachs Ankunft aus dem Staube. Die Bach'sche Familie stammte aus Preßburg in Ungarn; Joh. Ambrosius Bach, Sebastians Vater, auch ein wackerer Musiker, verließ Ungarn wegen der Religion und ging nach Thüringen. Mehr als 50 Tonkünstler sind aus dieser Familie hervorgegangen. Sebastian starb am 28. Juni 1750, in Leipzig. Bach verbindet in seinen Werken die größte Einheit mit möglichster Manchfaltigkeit, indem er jedoch lieber der letztern als der erstern etwas aufopfert. Zu jedem Stücke wählt er einen Hauptgedanken, dem er dann eine oder mehrere Nebenideen zugesellt, die sich aber so natürlich anschmiegen, daß jener erst mit diesen verbunden ganz hervorzutreten scheint. Diese Ideen trennt, verbindet, dreht und wendet er auf alle nur ersinnliche Weise, so daß kaum der vertrauteste Kenner seinen wundersamen Strukturen bis in ihre Tiefen folgen kann. Sehr selten ist er gefällig; das Gefühl faßt er von Seiten des Großen und Erhabenen, und hält es kräftig auf dem Höhenpunkte fest. Am meisten beschäftigt er den Verstand, doch auf eine lebendige, durchdringende Weise; wer bei einem Kunstgenusse nicht denken mag, für den sind seine Werke nicht. Bei dem Gesange behandelt er jede Stimme frei und melodiös, wobei jedoch alle nur ein engverschlungenes Ganze bilden. Man muß daher

alle Theile und zugleich das Ganze immer mithören, wenn man ihn verstehen will; sonst hört und sieht man Vieles, kann aber das Ganze nicht überhören und übersehen. Um sich in seine Art einzuweihen, studiere man etwa erst seine Choräle, und achte auf den Gang der Stimmen in Bezug auf die Hauptmelodie. Von diesen gehe man zu dem „wohltemperirten Klavier" über und spiele die einzelnen Stücke so oft als möglich; auf diese Art wird der sich Uebende mehr und mehr in Sebastians abstruse Weise eindringen und sein Genius wird ihm immer klarer aufgehen. Was ihm erst fremdartig klang, wird ihm bald wunderbar vertraut entgegentreten; er wird seinem geheimnißvollen Führer durch die sonderbaren labyrinthischen Gänge mit Genuß folgen und ihn auf jedem Schritte lieber gewinnen. Nach solchen Vorübungen wird man erst fähig, Bachs Gesang- und Orchesterstücke zu fassen. Dann werden Bach'sche Motetten, wie: „Wie sich ein Vater u. s. w." „Sey Lob und Preis," eine eigne stärkende und erhebende Kraft auf das Gemüth üben. Eins seiner bedeutendsten Werke ist seine: „Große Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes," voll Wahrheit und treuen, innigen Ausdrucks. Viele seiner zahlreichen Compositionen sind noch ungedruckt. (Ueber 100 Concerte, Sonaten, Präludieen, Trios, auch für Flöte und Cello; Giguen, Allemanden, Couranten, Fugen, Sarabanden, auch Sonaten für drei Hände. Ueber 100 Cantaten für die Kirche. Auch ist er als Erfinder der Fingersetzung zu beachten.) Die Werke Bachs tragen durch den genauen Fleiß, durch den sinnvollen Ernst, durch das Vorwalten des Gedankens und die tiefe, gründliche Kunst, wie wir schon sagten, ein echt

deutsches Gepräge; sie erinnern an jene gothischen Dome, an denen die kolossale Idee des Meisters bis ins Kleinste mit treuer Sorgsamkeit ausgeführt ist, wo die Bogen, Verzierungen, Bilder und zahllosen Figuren alle in einem wunderbaren Einklang zu einander stehen; deren Anblick den Betrachter anfangs verwirrt, aber bei längerem Beschauen immer mehr mit der Ahnung einer erhabenen Harmonie erfüllt.

Anekdoten.

Einige Studenten, die über Land gingen und allerhand närrisches Zeug sangen, nahmen es einem ihnen entgegenkommenden Esel sehr übel, daß er sie mit einem gewaltigen Giga in ihrer Lust störte, und setzten den Bauer darüber zu Rede. „Meine Herrn," antwortete derselbe, „nehmen Sie den Spaß von meinem Esel nicht übel! Er hat geglaubt, daß Sie mit ihrem Singen das Handwerk grüßten, und hat Ihr Kompliment mit brüderlicher Höflichkeit erwiedern wollen."

Ich gebe es Ihnen zu, sagte beim Herausgehen aus einer Oper zu Berlin ein junges Fräulein zu einer andern Dame, daß unser göttlicher Concialini der erste Sänger der Welt ist. Aber bei allem diesen will doch meine Mama behaupten, daß ihm etwas fehlet; und ich traue dem Urtheil meiner Mama.

Ueber musikalisches Urtheil.

(In Beziehung auf Bellini's Norma.)

Kundige nur gewinnt man sogleich durch Worte der Wahrheit.
Weil die Kundigen stets auch die Gelehrigen sind.

Voß.

Ehe die Töne dieser Musik an unser Ohr gedrungen, ist ihnen schon ein schmetternder Ruf vorangegangen; ein Ruf desto zweideutiger, je weiter der Tarantelstich italienischer Manier auch den ernsten Sinn des Deutschen vergiftet hat. Berufe sich, wer da will, auf den höchsten Richterspruch der Generation, den nur die Zeit, die Schlichterin alles Reellen, zur Gottesstimme erheben mag. Allgemeiner Beifall scheint mir immer ein Beweis der Mittelmäßigkeit, da das große Publikum, in dem Zustande seiner Bildung noch Kind, bloß nach sinnlichen Eindrücken empfindet und urtheilt. Anderer Eindrücke, wobei sein Geist erst vergleichen, und aus der Bemerkung eines Verhältnisses oder Ebenmaaßes Vergnügen schöpfen muß, kann es nicht fähig seyn. Wie oft steht selbst der Musiker von Fach diesem Kindesalter näher als dem Mannesalter artistischer Bildung, weil noch sinnliche Eindrücke allein sein Urtheil bestimmen.

Die Kenntniß der Kunstgesetze und deren zweckmäßige Anwendung lehrt uns die musikalische Kritik. Sie ist

die Anwendung des Geschmacks und der Grundsätze der gesunden Vernunft auf die Kunst. Sie unterscheidet das Schöne von dem Fehlerhaften, sucht aus einzelnen Fällen allgemeine Grundsätze auf, und sammelt daraus alle diejenigen Vorschriften, durch deren Befolgung wir in den Stand gesetzt werden, unserm Kunstwerke jede Art von Schönheit zu geben, die wir zur Erreichung unserer Absicht für nöthig achten.

Aber nur sehr Wenige vermögen sich, wenn von Beurtheilung des Eindrucks musikalischer Kunstwerke die Rede ist, zu einer Absicht des Ganzen zu erheben. Einzelnes nur ist es, was daran, oft unverständlich genug, gelobt oder getadelt wird. Diese oder jene frappante Modulation, — sollte sie auch aus der Luft gegriffen seyn, — diese oder jene einschmeichelnde Melodie ist es, die ihre Wirkung äußert. Heißt dieß aber wohl etwas Anderes, als an Roms Peterskirche sich über einen zierlichen Säulenknauf entzücken? — So kann, wenn gleich ein Publikum den lautesten Beifall gibt, die wahre Kritik ihn doch mit Grund versagen, und vielleicht früh oder spät selbst durch die Uebereinstimmung des Publikums, sobald es nämlich von seinem Vorurtheile zurückgekommen ist, oder das vorher so gütig aufgenommene Werk seine Neuheit verloren hat, ihr anfänglich so streng scheinendes, den allgemeinen Empfindungen so widersprechendes Urtheil, vollkommen gebilligt und bestätigt sehen. Wahn und Meinung werden von der Zeit vertilgt, aber den Ansprüchen der Natur drückt sie ihr Siegel auf.

Wir wollen eingestehen, daß die Oper „Norma" die vorzüglichste der Bellini'schen Opern sey, sind aber weit entfernt, ihr nach dem großen Urtheil die Meister-

schaft einzuräumen. Ein musikalisches Meisterwerk soll eine vollkommene Musik seyn. Eine vollkommene Musik ist aber wohl die, worin das größte Gewirr von einzelnen Tönen in das einfachste und reinste Maaß aufgeht, „daß die Verwirrung vollkommen harmonisch wird," wie Shakespeare sagt.

Allein Verwirrung und Monotonie sind die Pole, worin die meisten unserer neuern dramatischen Tonschöpfungen sich wohl fühlen, wodurch sie zu imponiren suchen.

Wenn viele unserer ruhmgekrönten Hierophanten, anstatt die Harmonie zur Grundlage der Melodie zu machen, welche ihren Ausdruck berichtigen, vermehren und bestimmen soll, durch den Mißbrauch dieser harmonischen Mittel (durch überhäufte, schwülstige, chaotische Instrumentationen) die Melodieen gleichsam verschlingen, — so mag aus diesem Grunde freilich schon Plato's Ausspruch zu rechtfertigen seyn, wenn er die Instrumentalmusik eine Sache ohne Bedeutung und einen Mißbrauch der Melodie nennt; oder Rousseau, wenn er sie zu den barbarischen und gothischen Erfindungen zählt, die der Musik mehr schaden als nützen.

Leider ist's jetzt die Musik, die in ihren Verirrungen den Stempel dieser harmonischen Verwirrung trägt, — welche Frankreich und Deutschland vergöttern! Als Gegensatz erscheint die italienische Manier. Sie scheint sich zu dem zu bekennen, was Bürette behauptet: „daß die Alten keine Harmonie gekannt, und doch eine Musik gehabt haben." — Melodie ist ihr Element, in welchem sie alle Reize und Verführungen des oberflächlichen musikalischen Sinnes zu erschöpfen sucht.

Wenn man annimmt, daß Viele den Ton, den Klang,

der doch bloß das Mittel ist, wodurch Musik hörbar gemacht werden soll, als Musik selbst nehmen, — wenn die Vibration eines bloßen Tones schon geeignet ist, Herz und Ohr des Menschen unmittelbar und gleichzeitig zu berühren, und eine Empfindung in ihm zu erregen, derjenigen gleich, welche diesen Ton erzeugt hat, — so ist es nicht zu verwundern, daß eine Musik, die aus Reihen solcher gefällig und reizend zusammengestellter Töne gebildet ist, den entschiedensten Eindruck auf das große Publikum machen muß. So ist es auch natürlich, daß die Oper „Norma," so reich an musikalischen Effekten, doch eine jugendliche Phantasie in reizenden und ergreifenden Melodieen ausgesprochen, daß, da hier mehr wie in Bellini's übrigen Opern harmonisches Gesetz beobachtet ist, diese Oper ihre Epoche nicht verfehlen kann. Sollte sie aber den Anforderungen entsprechen, welche das richtige Gefühl, der gebildete Verstand an eine vollkommene Oper machen darf, so müßten vor allen Dingen Harmonie und Melodie in ihrem musikalischen Zusammenhange so unzertrennlich darin erscheinen, als Wahrheit der Gedanken und Reinheit des Ausdrucks in der Sprache; denn Sprache ist das Kleid der Gedanken, sowie Melodie das Kleid der Harmonie. Man kann in dieser Rücksicht die Harmonie eine Logik der Musik nennen, weil sie gegen Melodie ungefähr in eben dem Verhältnisse steht, als in der Sprache die Logik gegen den Ausdruck; nämlich sie berichtigt und bestimmt, einen melodischen Satz so, daß er für die Empfindung eine wirkliche Wahrheit zu werden scheint.

Außer dem Mangel dieses absolut ersten Erfordernisses ist nicht zu läugnen, daß die ewig wiederkehrende Süße der Melodieen, die langsamen Tempi, die jede

Consequenz der Idee unterbrechende häufige Cadenzirung, das Ziehen und Zerren der musikalischen Perioden, eine die Geduld erschöpfende Monotonie erzeugen. Und wenn Bellini vollends in den rhetorischen Fehler verfällt, daß z. B. Liebe, Haß, Eifersucht und andere sich entgegengesetzte Empfindungen sich in einer und derselben Melodie nachahmend wiederholen und diese Contraste sich darauf wunderbar genug in eine Totalempfindung auflösen und vereinigen, so ist das ein Verstoß gegen alle dramatische Wahrheit, der aber in der italienischen Oper ein Patent gelöst zu haben scheint. *)

Die Stimmführung des begleitenden Quartetts und der Blasinstrumente ist meistens unterbrochen, zerstückt; und Eines ohne das Andere gehört, bildet sehr oft ein völlig unverständliches Etwas, dem man unmöglich den Namen Musik geben kann.

Zärtliche Cabaletten, die Zierden unserer Arions und Attraktionspunkte der Musikläden, erscheinen hier vom ernsten Männerchorus im Unisono, und vertreten namentlich in der ersten Introduction die Stelle der verschleierten Nemesis.

Dagegen beabsichtigt der Componist wieder große Effekte durch Aufbietung gewaltiger Mittel, und schwächt sich wieder durch sich selbst, indem er sie mißbraucht, und das grobe Geschütz der Blechmusik jede Nummer gleichsam escortiren läßt! —

Es sey uns erspart, Citate von wahrhaft classischen Meisteropern anzuführen, die in allen Beziehungen ewigen Zeiten als Musterbilder dienen werden, und sich

*) Bellini hat überhaupt noch weit mehr Fehler, als der Verfasser dieser Kritik.

in den Feuerproben jeder Geschmacksära wie reines Gold bewährt haben. Die musikalische Literatur ist nicht arm daran. Auf diese verweisen wir diejenigen, welche geneigt sind, das hohe Wort „Meisterschaft“ auf Geistesprodukte anzuwenden, welche nur Kreaturen des herrschenden Modegeschmacks sind.

Anekdote.

Mit Napoleon war übel Kirschen essen; am schlimmsten freilich in der Politik, schlimm aber auch im Gebiete der Kunst. Wie er dem Tragiker Lemercier, sonst seinem guten Freunde, eine ganze Tragödie, die er kritisiren sollte, durchstrich und darüber gänzlich mit ihm zerfiel, ist an einem andern Orte erzählt worden. Mit dem großen Tonkünstler Cherubini erging es ihm nicht besser. Er hatte, damals noch Brigadegeneral, Cherubini'n einige Bemerkungen über dessen Musik gemacht, und hauptsächlich daran getadelt, daß sie zu gelehrt und nicht gut singbar sey. Das hatte Cherubini übel genommen, und war höchst aufgebracht in die Worte ausgebrochen: General! Schlachten gewinnen, das ist ihr Handwerk; lassen Sie mich in dem Meinigen, von welchem Sie nichts verstehen, gewähren!“ — Die Antwort konnte Napoleon nachmals nie vergessen, noch vergeben. Das zeigte sich besonders bei folgender Gelegenheit. — In besonderer Gunst bei Napoleon standen Paesiello und Mehül, als große Meister und vortreffliche Menschen gleiches Ruhmes werth. Als Paesiello, bisher Napoleon's Kapellmeister, Frankreich verließ, warf Napoleon (damals noch Obergeneral) seine

Augen auf Mehül. Alle Welt glaubte, Mehül würde den glänzenden Antrag mit beiden Händen ergreifen. Wie erstaunte aber besonders Napoleon selbst, als Mehül die ihm zugedachte Ehre förmlich ablehnte. „Nur unter Einer Bedingung,“ sagte er, als Napoleon ungestüm in ihn drang, „kann ich diese Stelle annehmen!“ — „Und diese ist?“ — unterbrach ihn Napoleon. „Wenn Sie mir erlauben, sie mit Cherubini zu theilen.“ — „Wie? Cherubini? Nennen Sie mir Den nicht!“ rief Napoleon aus; „das ist ein naseweiser Gesell, den kann ich nicht leiden.“ — „Er ist wahrscheinlich so unglücklich gewesen,“ erwiederte Mehül ruhig, „sich Ihr Mißfallen zuzuziehen; aber bei dem Allen ist und bleibt er doch unser Aller Meister und Muster in der heiligen Musik. Zu dem lebt er in dürftigen Umständen. Er hat Familie; ich wünsche herzlich, ihn wieder durch Ihre Gunst beglückt zu sehen.“ — „Ich wiederhole Ihnen aber,“ rief Napoleon, „daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will.“ — „Nun, General!“ erwiederte Mehül, „so wiederhole auch ich in diesem Falle meine bestimmte Weigerung, und schwöre, daß mich nichts vermögen soll, meinen Beschluß zu ändern. Ich bin Mitglied des Instituts; Er ist es nicht. Ich kann es nicht ertragen, daß etwa Jemand von mir sagen sollte, ich ziehe eigennützig von der Gunst, womit Sie mich beehren, Vortheil, so daß ich Alles für mich behalte, und einen berühmteren Mann dessen beraube, worauf er Anspruch zu machen Recht hat.“ Mehül blieb fest bei seinem Entschluß; aber auch Napoleon wollte nicht nachgeben. Die Folge war, daß ein anderer Capellmeister gesucht werden mußte. Lesueur erhielt die Stelle.

Wundersame Calamitäten eines Recensenten der allgemeinen musikalischen Zeitung.

Von Rochlitz.

An die Redakt. der Allg. Mus. Zeit.

B. den 12ten Juli 1813.

Ew. — — ersuche ich hierdurch um schleunigste Zurücksendung meines letzten Briefchens nebst der ihm beigelegten Recension. Und zwar senden Sie Beides — ja, sollte die Recension schon abgedruckt seyn, auch den Druck — nicht an mich, sondern unmittelbar an die hiesige, höchste Polizeibehörde; wobei Sie aber ja nicht unterlassen werden, die Handschrift dieses Blatts mit der, jener Recension, gerichtlich vergleichen und vidimiren zu lassen. Sie können alles dieß nicht streng genug fördern. Der ich 2c.

An die höchste Polizeibehörde zu B.

L. den 19ten Juli 1813.

Einer — — übersenden wir hierbei, auf Anweisung des Herrn . . . in B., dessen letztes und vorletztes Schreiben, nebst der, diesem beigelegten Recension, welche für unsere Zeitung bestimmt war. Abgedruckt

ist sie noch nicht. Der Forderung, alles aufs genaueste beglaubigen zu lassen, sind wir, wie die Unterzeichnungen beweisen, aufs vollständigste nachgekommen, so wenig uns auch nur ein ferner Schein von Grund oder Absicht dabei einleuchtet. Die wir rc.

An die Redaktion rc.

B. den 23sten Nov. 1813.

Das Ungewitter und seine Schwüle sind vorüber, und der Sturm, der Beides verjagte, ebenfalls. Jetzt gilt es, Muth und Hoffnung zu fassen, und, um beide zu erreichen, die alte Heiterkeit, so weit das thunlich, zurückzurufen. Zu Letzterm soll mir heute die Erzählung der Calamität dienen, in welche ich durch jene unglückselige Recension gerathen war.

Sie kennen unsre Verhältnisse unter der, endlich ihrer Wege gewiesenen, fremden Regierung; Sie wissen wohl auch, daß dieser damals, als jene wunderliche Forderung an Sie erging, ungeachtet die Preußen todt, die Oestreicher nichts nütz, die Russen zerstreut seyn sollten, doch etwas unheimlich und schwül zu Muthe war. Da bediente sie sich denn freilich aller Mittel, die ihr zu Händen kamen, um sich Licht und Luft zu verschaffen.

So kam der 10. Juli 1813 heran. Ich hatte so eben einige Proben officiellen Zeitungswitzes über die Verfassung der alliirten Heere in der Hand: da polterte es herauf in mein Stübchen, und vor mir stand ein Fiskal, zwischen zwei Mann Wache. „Sind Sie . . . ?“ — „Ja!“ — „So folgen Sie uns!“ — Kein Wort, selbst kein Rock ward mir verstattet, als in den ich eben geknöpft war.

Noch kam mir der Vorgang fast nur wie ein abgeschmackter Spaß vor: er erhielt aber ein verzweifelt ernsthaftes Ansehen, als man mich vor die volle Sitzung des hohen Polizeigerichts stellte.

Man fragte mich erst nach dem, was man so gut wußte, als ich: ob ich so und so heiße, der und der sey u. dgl., dann rückte man der Sache näher:

„Correspondiren Sie ins Ausland?"

„Nicht im Geringsten, ich schreibe nicht einmal eine einzige Sprache außer der deutschen."

„Verstecken Sie sich nicht hinter Worte! keinen bösen Willen!"...

Bei diesem Ausdruck fuhr mir ein Stich, wie vom Podagra, durch die Beinröhren: denn ich wußte, was aus der überall vorausgesetzten mauvaise volonté, durch deren Voraussetzung man aufs Klärlichste darthat, man sei selbst von ihr besessen, sich für Teufeleien über gar manchen ehrlichen Mann zusammengezogen hatten. Man setzte hinzu:

„Die Frage ist: correspondiren Sie über die Grenze dieses westphälischen Königreichs hinaus?"

„Wenig und selten."

Ich nannte meinen Schwager, den Salzrevisor in E., meinen alten Freund, den Hammermeister in M.; sonst konnte ich mich auf Niemand besinnen. Bei Letzterm schien mir jedoch das Gesicht meines Examinators etwas Bezügliches zu verrathen, und die Feder des Aktuars schärfer zu kritzeln. —

Nach nochmaliger Verwarnung und einigen Zwischenfragen hieß es:

„Senden Sie zuweilen Beiträge in öffentliche Blätter?"

„Keineswegs."

„Schreiben Sie nicht wenigstens zuweilen an Redactionen derselben?"

„Eben so wenig."

„Wenn nicht direkt, wenigstens indirekt? durch weitere Besorgung Anderer?"

„In meinem Leben nicht!" —

Wie es nun langsamen Köpfen, dem meinigen gleich, zu gehen pflegt: was sie in sich halten, liegt gleichsam in abgesonderten Schubfächern, und ist das eine Fach aufgezogen, so gelangt man um so weniger zu dem, was im zweiten bewahrt wird. Hier, wo das, für Polizei offen stand, fiel mir gar nicht bei, es gebe auch eins für Musik: so dachte ich denn nicht im Geringsten an Sie und Ihr Institut, und meine Antwort war grundredlich gemeint.

Die Miene des Inquisitors verdüsterte sich immer mehr; eine neue furchtbarere Verwarnung; dieselbe Frage, dieselbe Antwort, jene immer näher bestimmt, diese immer fester wiederholt.

Jetzt langte man aus wohlverwahrtem Portefeuille ein schmales, langes Blatt hervor, schlug den obern und untern Theil um, und hielt mir ein Stück aus der Mitte und ohne Zusammenhang mit der Frage vor:

„Ist das Ihre Hand?"

Die Bestürzung, in der ich war, und auch die genaue Aufmerksamkeit auf die Handschrift, machten, daß ich nichts las, sondern nur die Ueberzeugung gewann, es sei das allerdings meine Hand, welches ich denn auch ehrlich, und, meines Thuns gewiß, ohne alle Besorgniß, aussagte.

„Lesen Sie!" sagte der Vorsitzende zum Inquiri-

renden. — Denken Sie sich, wenn sie können, mein Entsetzen, als dieser mir mit weitaushallender Stimme Folgendes vorlas, was ich nun, das Original bei der Hand, mit diplomatischer Genauigkeit abschreibe.

In die allgemeine Zeitung.

Anzeige.

Deutsche, hundert an der Zahl, ausgewählt und aufgestellt für Versammlungen wahrhaft deutsch Gesinneter.

Endlich, endlich ist die Zeit gekommen, wo deutsche Männer von Kopf und Herz zusammen zu treten, und mit Wort und That dem eifrig zu widerstreben wagen müssen, was eine matte, einseitig gebildete Zeit nach und nach entstellend eingeschwärzt — alte Freiheit, Kraft und Würde aufgelöset hat. Wir glauben daher Allen, die dieß lesen, etwas sehr Willkommenes, etwas Eingreifendes, in dem hier genannten, würdigen Unternehmen anzukündigen; müssen dasselbe laut preisen, und zum Beitritt in die, leider jetzt noch unsichtbare Kirche alle diejenigen möglichst ermuntern, welche es noch gut meinen, den jetzigen Moment weislich erkennen, und ihn benutzen wollen, unmittelbar, ohne vieles Fragen, das ja nur müßiges Klügeln, oder Aermlichkeiten, wie sie am Tage liegen, zu erzeugen pflegt. Etwas Weiteres über den Zweck des Unternehmens zu sagen, ist offenbar hier nicht der Ort; es scheint dieß aber auch gar nicht nöthig. Männer, die kräftig und wahrhaft deutsch fühlen, den neuen Sauerteig, der nun alt geworden, ausfegen, dem Alten, das sich erneuert, Bahn brechen wollen: solche wackere Männer werden auch dieses Mittel zum Besseren ergreifen, und hoffentlich selbst Veranlas-

sung geben, daß noch Manches, diesem ähnliche Hundert zusammengebracht, gleich brauchbar aufgestellt, und dann zur allgemeinen deutschen Revolution wesentlich und kräftig mitwirken werde. — Der Druck ist hart und übergroß; das muß anders und besser werden! —

Ein gewisses Krieseln verrieth mir, mein Haar gehe empor; meine Gedanken konnte ich nur noch mit vieler Anstrengung in Ordnung halten. Meiner Unschuld mir bewußt, versuchte ich, mich zu keckem Trotz aufzuspannen: aber die Ueberraschung hatte meine Kraft gebrochen, der Versuch gelang nicht, und ließ mich wahrscheinlich nur noch mehr als armen Sünder erscheinen. —

Ihre Hand haben Sie anerkannt, fuhr der Sprecher des Gerichts fort; damit erkannten Sie auch den Aufsatz selbst und seinen Inhalt an.

„Da sey Gott vor! Meine Hand ist es: aber Hände können nachgemacht werden. Das Verlesene habe ich nicht geschrieben, kann ich nicht geschrieben haben!“

Verschlimmern Sie Ihre ohnehin schlimme Sache nicht noch durch fruchtlose Umschweife und fortgesetzten bösen Willen. (So unterbrach mich der Vorsitzende selbst.) Es liegt der allerhöchsten Behörde an einem schnellen, ganz vollständigen Bekenntniß, und an Angabe aller Complicen: nur dadurch können Sie Ihr Schicksal erleichtern; und ich verspreche Ihnen diese Erleichterung, so weit die Gesetze sie irgend zulassen, wenn sie jene Forderungen gleich auf der Stelle erfüllen. — —

Ich erlasse Ihnen, was man mir keineswegs erließ — das künstlich gewandte, verfängliche, endlich alle meine Kräfte erschöpfende Inquiriren. Es konnte indeß zu nichts führen, und so führte man mich selbst, nach-

dem manche furchtbare Drohung und selbst ein Wort vom Füsiliren gefallen war, in die strengste Haft.

Hier schien Alles darauf angelegt, mich durch Furcht bis zur Uebertäubung meines Bewußtseyns zu erschüttern. Es hätte jener Mittel nicht bedurft: die Absicht war schon erreicht; wenigstens war sie es da noch, als, nach einigen Stunden, ein Aktuar des Gerichts bei mir eintrat, um zu forschen, ob ich noch bei meinen vorigen Aussagen bliebe. Freilich mußte ich das: ich konnte ja nicht anders.

Als der Mann fort war, kam mir endlich der getroste Muth wieder, der mir gar nicht hätte entfallen sollen. Es müßte ja mit dem bösen Feinde zugehen, sagte ich, wenn sich das tolle Mißverständiß nicht an irgend einem, jetzt noch versteckten Knoten zu deiner Ehre lösen sollte. Und ging' es denn wirklich mit jenem Unhold zu, und es lösete sich nicht: so wär' es freilich mit dir aus, aber es würde ruchtbar genug werden. Wer dich nun kennt, der glaubt an deine Unschuld; er wird's bekennen; nach Art gewöhnlicher Menschen, sich für den Leidenden zu erklären, wenn's ihm nichts mehr hilft, glauben's und bekennen's nun die Andern mit: da darfst du dich ja als einen der Rechtlichen betrachten, die vor der Erlösung eines jeden unterdrückten Volkes, weniger als Sühnopfer für seine Schuld, denn als Brandopfer zu seiner Ermuthigung, fallen müssen. — Wie nun der festgehaltene Gedanke an ein edles Gefühl dieß selbst schon in uns erzeugt: so belebte und erhob mich auch dieser Märtyrerstolz gar herrlich. Ich entschlug mich alles Grübelns über meine Geschichte: dieß wäre auch um so thörichter gewesen, da ich die

Data nicht einmal begriff, wie viel weniger also ihren Zusammenhang hätte aufspüren können.

Um mich immer mehr von allem Niederschlagenden abzuleiten und meinem Geiste in fremden Regionen Beschäftigung zu geben, componirte ich — freilich nur im Kopfe, da man mir alle Mittel zum Schreiben versagt hatte — ein Te Deum auf die, bald oder spät zu verhoffende Befreiung Deutschlands. Dieß arbeitete ich absichtlich so in's Breite und Künstliche, daß der Abend herankam, ehe ich zur Fuge: In te, Domine, speravi — gelangen konnte. Dabei fand ich, wie schon oft, bestätigt: die Kunst ist ein Mädchen: wer bei ihr bloß Genuß und Freude sucht, der muß Heiterkeit, oder wenigstens Unbefangenheit schon mitbringen; wem sie hingegen in Sorg' und Leiden aufhelfen soll, der muß sie sich antrauen lassen — wenigstens an die linke Hand. Dann, eine Gattin, macht sie zwar Mühe, auch zuweilen ein bischen Noth: aber sie hält auch dafür erleichternd, stärkend, beglückend, aus, auf Leben und Sterben. So fühlte ich mich nun, und in Dankbarkeit dafür entschlief ich, bis zum Morgen mit leichten Träumen unterhalten. —

Früh Morgens war ich gesammelt genug, meine Angelegenheit ruhig durchzudenken. Die erste und gemeinste Erklärung, es habe ein boshafter Gegner meine Hand nachgemacht, um mich ins Verderben zu bringen, ward gar bald verworfen: ich habe keinen Gegner, am wenigsten einen, dem ich solche Bosheit zutrauen könnte. Eine zweite, nicht viel bessere Auflösung, es habe ein unbesonnener Bekannter jenen Fleiß aufgewendet, um einen, mißgebornen, abgeschmackten Spaß mit mir zu treiben, und dieser sei dann, ohne Wissen des Erfin-

ders, so unglücklich abgelaufen — wollte nicht tiefer verfangen. Da drängte sich mir ein Drittes auf, welchem seinen tiefen, verwirrenden Eindruck zuzutrauen, man vielleicht von der Natur gleich in den ersten Anlagen mir ähnlich gemischt seyn muß. Man wird nämlich zuweilen — je nachdem es fällt, unbeschreiblich angenehmer Genuß oder unsäglich schmerzende Qual durch eine gewisse Art der Träume, deren Scene keineswegs in die phantastische, sondern in meine eigenste innere, wohl auch häusliche Welt verlegt ist, und die sich dann nicht wie ein buntes, dramatisirtes Mährchen, sondern wie ein regelmäßiges Familienstück abspielen, mich selbst, als Hauptperson, ganz consequent und selbst den Verhältnissen angemessen handeln lassen, und überhaupt sich an mein Denken, Empfinden und Thun, wie dieß alles eben in dem Moment stehet, so eng und passend anschließen, daß ich nicht selten fest überzeugt gewesen bin, etwas wirklich ausgeführt — einen wichtigen Brief geschrieben, ein liebes Geheimniß entdeckt, ein schweres Geschäft vollendet zu haben, was ich zwar im Sinne getragen, aber keineswegs zu Stande gebracht: ja, daß ich, wenn nun der Erfolg mir die Täuschung aufdeckte, schwer genug mich dazu verstanden habe, meinen eigenen Augen zu trauen. Wie denn nun, sagte ich, indem mir dieß jetzt lebhaft beifiel — wie denn nun, wenn sich dieß zuweilen so modificirte, daß du etwas, wovon du möchtest, es geschähe, im Traume wirklich thätest, aber dann wachend nichts davon wüßtest? Die Hauptsache und ihr Grund blieben ja dieselben: nur die Anwendung wäre anders. Bist du denn nicht ehedem oftmals, besonders in frühen Jünglingsjahren, als deine Phantasie und Empfindung hoch gespannt war, aber noch nicht Gegen-

stände zu suchen wagte, welche sie befriedigen konnten — bist du damals nicht öfters träumend aufgestanden, hast vielerlei gesprochen und gethan, und zwar zusammenhängend und ordentlich, was du wachend gesagt und gethan haben würdest, hättest du gewagt, dein Innerstes laut werden zu lassen? Und kannst du nicht eben in der jetzigen ungeheuren Spannung auf den Wendepunkt der neuesten Weltgeschichte einmal in denselben Zustand versetzt worden seyn und das unselige Papier wirklich geschrieben haben, das dann durch deinen Diener oder sonst Jemand, vielleicht unschuldiger Weise, in die Hände eines der Lauerer gebracht worden, von denen wir uns jetzt Alle umschlichen wissen? Mußt du dir nicht sogar gestehen, daß jener Aufsatz, außerdem, daß er deine Hand zeigt, und ausspricht, was du von Jedem gethan wünschest, auch in manchen Wendungen dir bekannt, nur über Gewohnheit ungeschickt, steif und holprig ausgedrückt erschien — welches Letztere gar wohl dem träumenden Zustande beigemessen werden könnte? —

Diese Betrachtung konnte wenig Tröstliches für mich haben, indem ich voraussah, man werde mich bald dem allzeitfertigen Militärgericht übergeben, welches jene Erklärung, für welche sich ja kein zwingender Beweis führen ließ, kaum werth achten könne, nur zu Protokoll genommen zu werden.

Desto erwünschter kam mir die Störung durch den Eintritt unsers würdigen Hofraths Z. Er war Assessor des Polizeigerichts, und mir längst eben so nahe bekannt, als ich ihm.

Der Hofrath sprach mit der ihm eigenen, schönen Mischung von Ernst und Wohlwollen zu mir, und gestand, er komme, wie gestern der Aktuarius, auf Befehl

des Präsidenten. Dann vertraute er mir, mehrere Mitglieder des Gerichts, denen ich nicht unbekannt, wären, so wie er, überzeugt, was ich in jenem Blatt als geschehen verkündige, sey keineswegs geschehen, und am allerwenigsten von mir; man finde aber darin doch eine offenbare Aufforderung, daß es geschehen möchte; und dieß allein, eben im jetzigen Moment, sey mehr als hinreichend, einen Mann, wenigstens bürgerlich, zu vernichten; man würde auch nicht einmal so säuberlich, wie bisher, mit mir verfahren seyn, wenn man nicht heimlich Verbündete von mehr Bedeutung voraussetze, und diese durch mich kennen zu lernen hoffe. — Meine Protestation hörte der werthe Mann mit jener Ruhe, und meine träumerische Auskunft mit jener Geduld an, welche mehr Vergünstigung, als Eingang verrathen; dann meinte er, es dürfe doch wohl nöthig seyn, in näherer Erwägung der Umstände vielleicht eine überzeugendere Auskunft zu finden. Dazu erklärte ich mich denn für vollkommen bereit.

Nach manchen Kreuz- und Querfragen bat mich mein Freund, doch ganz genau aller Briefe mich zu erinnern, die ich, etwa in letzter Woche, von hier habe, abgehen lassen. Seyn Sie gegen mich ganz aufrichtig, sagte er; ich weiß den Freund vom Richter zu unterscheiden, wie ich sie, wo es seyn darf, zu vereinen weiß. Vielleicht war Ihnen unbekannt, daß leider jetzt alle Briefe eröffnet werden?

Ich schwöre Ihnen zu, war meine Antwort, daß ich eben in dieser Woche keinen einzigen Brief abgesandt habe, als einen, bloß in Familienangelegenheiten, an den Hammermeister U. in M., und . . . Ach, mein Gott, da fällt mir etwas ein, daß ich gestern im Verhör wahr-

lich vergessen hatte! Zwar gehört es gar nicht hierher, doch bitte ich, es zur Vervollständigung meiner Aussage nachzutragen. Ich habe eine kleine, durchaus unbedeutende Recension eines musikalischen Werks, mit einigen, bloß darauf bezogenen Zeilen, an die Redaction der musikalischen Zeitung nach Leipzig gesandt.

Indem aber diese letzten Worte über meine Lippen flossen, stand die Auflösung der ganzen verwünschten Historie vor mir, wie Minerva nach jenem einzigen lucianischen Hiebe auf Jupiters Schädel vor diesem, durch Glanz und Herrlichkeit selbst den Vater erschreckend, der sie eben geboren. „Wann kann ich wieder Vorstand haben? wann mein revolutionäres Papier wiedersehen, und die Herren auch, deren Gesichter ich, bei meinem Leben! zu ungewohnter Länge ausdehnen will? Nur bald! nur bald!" So etwa rief ich überlaut; beschwor meinen Freund, nicht nachzufragen, um sich selbst den Spaß nicht zu verderben; und zog, nachdem ich empfunden, daß zwei Stunden frohen Wartens länger dauern, als zweimal so viele banger Furcht, triumphirend dem Rathhause zu. Auf der Treppe besann ich mich aber, lieber, wie ein erfahrner Schauspieler, um mehr zu effektuiren, erst ganz gelassen aufzutreten, und mich selbst zu sparen, bis ich endlich mit der entscheidenden Schlagscene überwältigend über das Auditorium herfallen könnte. — Und so geschah es auch, zu meiner vollkommenen Satisfaktion. Die ganze Procedur aber kann ich unmöglich wiederholen; die Sache selbst sey Ihnen genug! Leider muß ich jedoch diese mit einem Sündenbekenntniß anfangen.

Ein gewisser Autor, den ich nicht gut nennen kann, da er sich unterzeichnet, wie ich, schreibt einmal: jeder

Mensch, wie er über irgend etwas eitel sey, sey auch mit irgend etwas geizig, und sollte jenes oder dieß Etwas ein noch so Wunderliches seyn. So gebe es z. B. freigebige Frauenzimmer, die bloß mit Zwirnfaden oder Nähnadeln, verschwenderische Männer, die bloß mit Siegellack oder geschnittenen Federn geizen. Mein Geiz haftet nun — selbst diese Blätter zeigen es — am Papier. Wer mich verwunden will, der verlange nur einen Briefbogen; und das weiße Papier hinten an Briefen oder andern Schriften, und wäre es ein Streifchen zwei Finger breit, kann ich nimmermehr dulden; es muß abgeschnitten und gelegentlich weiter verbraucht werden.

Nun hatte ich neulich einen Bericht aus einem hiesigen Collegio erhalten, der, nachdem ich ihn gelesen, nichts mehr nützte, deßhalb zerrissen, von ihm aber vorher wohlbedächtig der leere halbe Foliobogen am Ende abgelös't wurde. Da kam Ihre Mahnung wegen der längst versprochenen Recensionen. Ich wollte wenigstens die eine sogleich senden, und machte mich an die leichteste; an die, der bewußten Gesänge. Die Recension, oder vielmehr die kurze Anzeige, wurde auf jenen halben Bogen, der eben zur Hand lag, geschrieben, und zwar, meiner Sitte gemäß, ohne Rücksicht auf den Bruch in der Mitte, quer über die ganze Breite des Papiers. Nun hatte ich aber über das Werk, indem es bloß Sammlung längst bekannter Stücke ist, eigentlich nichts zu sagen, als, es sey da, und es verdiene da zu seyn; so ein Wort, in seiner Kürze, wird aber von gewöhnlichen Lesern kaum beachtet. Gleichwohl mußte ich wünschen, daß das Werk nicht übersehen würde. Um jedoch einen kleinen Satz, der kaum etwas aussagt, so ausspinnen

zu können, daß er wie etwas Bedeutendes, und doch auch leicht und zufällig sich ausnehme, habe ich zu wenig unter vornehmen Leuten gelebt. Länger und breiter wurde mein Sprüchlein zwar, aber auch schwerfällig, gestopft und strotzend. Das fühlte ich, als ich es einsiegeln wollte und nochmals durchlief. Verdrießlich, reiße ich das Blatt mitten durch, und der Bruch des Canzellisten ließ, natürlicher Weise, den Riß schnurgerade herabgehen. Ich versuche, dasselbe noch einmal zu sagen, aber leserlicher; jedoch verdrießlich und eilig, wie ich bin, gelingt es nun noch weniger, und, die Post nicht unbenutzt zu lassen, entschließe ich mich, jenes erste Manuscript doch noch zu senden, und schreibe es ab, wie Sie es dann erhalten, und hernach, auf mein Ersuchen, wieder hierher an die Polizeibehörde gesandt haben. Jene beiden schönen, langen Papierstreifen nun aber zu vernichten, (sie waren nur auf einer Seite beschrieben,) das ging über meine Kräfte. Sie wurden in den Schubkasten der Couverte geworfen; und als ich nach einigen Tagen jenem ehrlichen Hammermeister schrieb, ward der eine dieser Streifen als Umschlag um das Blatt gebraucht.

Nun wird dieser Brief, wie damals jeder, auf dem Gränzpostamte eröffnet. Man findet in ihm selbst nichts Verfängliches; aber der Umschlag . . . Denken Sie sich den wunderlichsten aller Zufälle, der Ihnen unglaublich scheinen müßte, wenn Sie nicht das Corpus delicti, ganz in natura hier beigeschlossen, vor Augen bekämen; der Umschlag gibt einen Sinn für sich, ohne auch nur die Ahnung eines andern zu veranlassen! So wird das Blatt mehr als verfänglich; es ist, Sylbe für Sylbe, selbst Interpunktion für Interpunktion, dasselbe, was

man mir im Verhör vorgelesen, dasselbe, was ich oben abgeschrieben hatte.

Zu meiner Rechtfertigung ließ ich nun die zweite Hälfte des Blattes aus meinem Schreibtisch herbeiholen, setzte auf der Stelle jene Zeilen an Sie auf, um die Abschrift des Ganzen zurückzuerhalten, und ein anderes Schreiben an die Redaction der allgemeinen Zeitung, welche darauf bezeugte, daß sie von mir nie einen Beitrag erhalten habe, ja von meiner Existenz gar nichts wisse. — Damit war's aus; denn was von einigen Uebelwollenden doch noch bedenklich gefunden ward, das wurde hernach mit dem Feinde selbst, zu Boden geschlagen. — —

(Wir lassen beide Blätter, wie sie nun vor uns liegen, aufs genaueste, und so abdrucken, daß die gefahrvolle Spaltung durch einen kleinen Zwischenraum bemerklich werde.)

In die allgemeine
Zeitung.
Anzeige.
Deutsche
hundert an der Zahl,
ausgewählt und aufgestellt
für Versammlungen
wahrhaft deutsch Gesinnter

Endlich, endlich ist die Zeit gekommen, wo deutsche Männer von Kopf und Herz zusammen zu treten, und mit Wort und That dem eifrig zu widerstreben wagen müssen, was eine matte, einseitig gebildete Zeit nach und nach entstellend eingeschwärzt — alte Freiheit, Kraft und Würde aufgelöset hat. Wir glauben daher Allen, die dieß lesen, etwas Willkommenes, etwas Eingreifendes, in dem genannten, verdienstlichen Unternehmen anzukündigen, müssen dasselbe laut preisen, und zum Beitritt in die leider noch unsichtbare Kirche alle diejenigen möglichst ermuntern, welche es noch gut meinen, den jetzigen Moment weislich erkennen, und ihn benutzen wollen, unmittelbar, ohne vieles Fragen, das ja nur müßiges Klügeln, oder Aermlichkeiten, wie sie am Tage liegen, zu erzeugen pflegt. Etwas Weiteres vom Zweck des Unternehmens zu sagen, ist offenbar hier nicht der Ort, es scheint dieß aber auch gar nicht nöthig. Männer, die kräftig und wahrhaft deutsch fühlen, den neuen Sauerteig, der nun alt geworden,

Leipziger musikalische
Kurze

Choräle und Lieder,
vierstimmig mit Orgel,
aus den ältesten Liederbüchern
in Kirchen und Schulen
, die Religion und Tonkunst lieben.

und wahrlich spät genug, dächten wir unmaßgeblich,
, wie sie der Herausgeber auf dem Titel bezeichnet,
, in dieser Zeitung, und dann Jeder in seinem Beruf,
(da selbst mehrere Behörden es jetzt begünstigen)
in die Dichtung und Musik unserer Kirchenlieder
was durch modernes Streben, dieser frommen Werke
und ihren wahrhaft heiligen Charakter entstellet
und die den edlern Kirchengesang der Väter lieben,
(etwas Seltenes und wahrhaft Lehrreiches ohnehin,)
eines unbekannten, aber ächten Musikkenners
, nach Prüfung, unserer vollen Ueberzeugung gemäß,
religiöser Kunstfreunde alten, gottgetreuen Sinnes
mit Kirche, Schule und häuslicher Erbauung
, wo die Aufmerksamkeit darauf gelenkt ist,
sey das mittelbar durch ihre Behörden, oder
in diesem, wie in gar manchem ähnlichen Falle,
in mehrern neuen Gesang- und Choralbüchern
(Man vergleiche hierüber des Herausg. Vorrede.)
, außer, in wiefern er schon von selbst einleuchtet,
indem mehr für den Text, als für die Musik gethan;
Guter, alter Wein bedarf nirgends eines Ausrufers.
den Glauben, die Liebe der frommen Väter ehren,
auch aus religiösen Dichtungen und Melodieen

ausfegen, dem Alten, das sich erneuet, Bahn brechen wollen; solche wackere Männer werden auch dieses Mittel zum Bessern ergreifen, und hoffentlich selbst Veranlassung geben, daß noch Manches, diesem ähnliches Hundert zusammengebracht, gleich brauchbar aufgestellt, und dann zur allgemeinen deutschen Revolution wesentlich und kräftig mitwirken werde Der Druck ist hart und übergroß; dieß muß anders und besser werden!

Anekdoten.

Als der Großfürst in Berlin war, sollte sich die Mara in einer neuen Oper auszeichnen. Sie sang aber aus Caprice schlecht, weil man ihr nicht diejenige Rolle gab, die sie verlangte. Lächelnd sagte der König zu dem Großfürsten: „Leichter wird es mir, die 200.000 Köpfe meines Heeres zu lenken, als dies Weiberköpfchen hier. —

Der Schulmeister eines Dorfes hatte nicht ohne Mühe einem seiner Schüler begreiflich gemacht, daß, wenn vor D ein b stände, diese Note Des genannt werde. Der Bauerjunge, dessen Kunsttalent nicht eben das Außerordentlichste war, fragte seinen Meister einige Zeit nachher, indem er auf die Noten deutete: „Is des des Des?“ —

---

auch in dieser gewiß nicht unbedeutenden Hinsicht, , besonders auch in den höhern geistlichen Stellen, dem fleißigen, sorgsamen Herausgeber Dank wissen, , wie derselbe, bei Unterstützung, verspricht, uralter Lieder und Melodieen unserer Vorfahren (weil Viele die alten Noten nicht mehr verstehen,) im Kirchenwesen, wie wir sie wohl erwarten dürfen, — Das Aeußere des Werks könnte besser seyn. das Papier grau, und auch nicht haltbar genug:

Anekdote.

Nach beendigtem Gottesdienst kam der Pfarrer zu dem Cantor an die Orgel und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er durch sein schlechtes Spiel während des gesungenen Liedes die ganze Gemeinde in der Andacht gestört habe; der Cantor, welcher vor der Kirche bei einer splendiden Kindtaufe einige Züge mehr gethan hatte, als nöthig gewesen wäre, ihn zu begeistern, wollte einige Entschuldigungen lallen und stand zerknirscht und wankend vor dem Herrn Pastor.

Da konnte der Bälgetreter es nicht länger mit ansehen, daß dem armen Manne solches Unrecht widerfuhr; er nahte sich bescheidentlich und sagte: „Ach, Herr Pastor, werden Sie nicht bös, ich will es nur gestehen, ich bin Schuld daran gewesen; ich war im Irrthum und anstatt des Lieds: — „Wach auf, mein Herz“ — habe ich das Lied: — „Nun laßt uns den Leib begraben“ — getreten. —

Lipinsky.

Lipinsky ist im strengen Sinn des Worts Meister auf seinem Instrument. Er vereinigt den grandiosen Ton mit der Zartheit des Vortrags, wozu Geschmack beiden die priesterliche Weihe gibt. Edle Einfachheit in großer Vielseitigkeit bezeichnend, verschmäht er die Charlatanerie der Nachahmung. Er imponirt ohne Flitter durch das gediegene Gold, das in seiner Geige verborgen. Er ist einer von den Wenigen, welche die Kunst über der Kunst vergessen machen. Er spielt nicht wie Paganini oder wie Spohr, nicht wie Molique oder Haumann: er spielt — wie Lipinsky, und verdient, seinen eigenen Weg gehend, der Ephorus einer Kunstjüngerschaar zu seyn. Seine Compositionen sind weder Ecaillearbeiten, noch Crispinaden; sie bilden nach einem durchdachten Plan ein rundes Ganze, sind melodiös ohne Tändelei, harmonisch ohne Schwulst, ungewöhnlich, ohne barock zu seyn, grammatikalisch, correct und satzrein. Er spielte ein Concert militaire von sich, Variationen von Beriot und eigene Variationen über ein Rossinisches Thema.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ortlepp, Ernst, 1800-1864

Großes Instrumental- und Vokal-Concert eine musikalische Anthologie

Bd.: 15

Stuttgart (1841)

Mus.th. 2498-15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599200-8